



Verlag Graswurzelrevolution
auf der Frankfurter Buchmesse:
19. bis 23.10.2016, Halle 4.1 /
Stand D66 (ALiVe)

Rirette Maitrejean

Seite 2

Vergewaltigung

Seite 2

**Anarchismus, Gender
und Machismo**

Seite 3

Gustav Landauer

Seite 4

Wu Ming 54

Seite 4

**Emma Goldman und
die Revolution in
Spanien 1936**

Seite 5

**Krisenproteste in
Spanien**

Seite 6

**Libertalia: Die utopi-
sche Piratenrepublik**

Seite 7

Ne znam #3

Seite 7

**Oerter: Texte gegen
Krieg und Reaktion**

Seite 8

Streik

Seite 8

**Das Ende der Mega-
maschine**

Seite 9

Neonarchismus

Seite 9

Libertäre Schulkritik

Seite 10

**Landschaften des
Wortes**

Seite 11

Rückkehr nach Reims

Seite 12

www.graswurzel.net

Impressum

Verlag Graswurzelrevolution e.V.: Sitz
Heidelberg. Redaktion Graswurzelrevo-
lution: Breul 43, 48143 Münster, Tel.
0251/48290-57, Fax: 0251/48290-32,
redaktion@graswurzel.net, GWR Abo &
Vertrieb, Vaubanallee 2, 79100 Freiburg,
Tel.: 0761/21609407-0, Fax: -9, abo@graswurzel.net;
www.graswurzel.net;
Buchverlag: buchverlag@graswurzel.net,
Fax: 0421/6204569 www.graswurzel.net
V.i.S.d.P.: Bernd Drücke, c/o GWR Münster.
Auflage: 5.000.

Vertriebskennzeichen D 4025 E.
Graswurzelrevolution bezeichnet eine
tiefgreifende gesellschaftliche Umwälzung,
in der durch Macht von unten alle Formen
von Gewalt und Herrschaft abgeschafft
werden sollen. Wir kämpfen für eine Welt, in
der die Menschen nicht länger wegen ihres
Geschlechtes oder ihrer geschlechtlichen
Orientierung, ihrer Sprache, Herkunft, Über-
zeugung, wegen einer Behinderung, aufgrund
rassistischer oder antisemitischer Vorurteile
diskriminiert und benachteiligt werden. Wir
streben an, dass Hierarchie und Kapitalismus
durch eine selbstorganisierte, sozialistische
Wirtschaftsordnung und der Staat durch
eine föderalistische, basisdemokratische
Gesellschaft ersetzt werden. Schwerpunkte
unserer Arbeit lagen bisher in den Bereichen
Antimilitarismus und Ökologie. Unsere Ziele
sollen – soweit es geht – in unseren Kampf-
und Organisationsformen vorweggenommen
und zur Anwendung gebracht werden.
Um Herrschafts- und Gewaltstrukturen
zurückzudrängen und zu zerstören, setzen
wir gewaltfreie Aktionsformen ein. In
diesem Sinne bemüht sich die anarchistische
Zeitung Graswurzelrevolution, seit 1972,
Theorie und Praxis der gewaltfreien Revolu-
tion zu verbreitern und weiterzuentwickeln.



libertäre buchseiten

beilage zu graswurzelrevolution nr. 412, oktober 2016



Laurie Penny

Foto: Basso Cannarsa/LUZphoto/Redux

Geschichten von der Möglichkeit des Auswegs

Laurie Pennys anarchafeministische Kurzgeschichten

Nun schreibt sie auch noch Fiktion! Nachdem Laurie Penny sich mit mehreren politischen Manifesten und in den sozialen Netzwerken einen Namen als anarchistische Feministin gemacht hat, legt sie nun einen Band mit Kurzgeschichten vor, in denen es um Hexen, Engel, Sagengestalten und verrückte Wissenschaftlerinnen geht – aber vor allem eben um Frauen. Männer kommen in Pennys Geschichten hauptsächlich als Statisten und Nebenfiguren, als Verkörperung der Herrschaft oder als Mordopfer vor. Im Zentrum der meisten Handlungen stehen definitiv Frauen. Intelligente Frauen, mächtige Frauen, verrückte, arbeitende, drogensüchtige, mordende Frauen; Frauen, die sich rächen, Frauen mit Liebeskummer und Katzen. Doch Penny wäre nicht Penny wenn sie dabei stehen bleiben würde. Genderfragen werden bei ihr stets mit anderen gesellschaftlichen Themen verknüpft, vor allem mit der Frage nach Arbeit und Ausbeutung und der Möglichkeit von individueller Freiheit innerhalb der kapitalistischen Klassengesellschaft. Gerade hier zeigt sich

das Politische in Pennys Fiktionen: Sie stattet ihre Frauenfiguren mit Handlungsmacht aus, gerade in Welten, in denen ihr Schicksal vom guten Willen anderer – meistens von Männern – abhängt und weist damit auf die Auswege, die Freiräume und die Möglichkeiten widerständigen Handelns im Hier und Jetzt. Genau deshalb sind Pennys Geschichten nicht wütend oder gänzlich traurig. Sie sind wunderbare, phantasievolle und größtenteils lustige Erzählungen, die am Ende auf die eine oder andere Art gut ausgehen. So schmiedet sich in „Babys machen“ eine sympathisch-verrückte Wissenschaftlerin ihr eigenes Baby um den Unannehmlichkeiten der Schwangerschaft und der Geburt zu entgehen und macht am Ende der Geschichte das, wovon vermutlich alle Eltern zwischenzeitlich träumen: Sie drückt für einen Moment den Aus-Knopf an ihrem schreienden Kleinkind. Diese Geschichte wird aus der Perspektive ihres leicht tölpelhaften Mannes erzählt, der mit der Intelligenz seiner Frau notorisch überfordert ist. Dabei macht eine große Portion schwarzen Humors die

Lektüre zu einem echten Stimmungsaufheller. Davon zeugt auch die Geschichte einer Hexe, die für die US-Präsidentschaft kandidiert (!) und dabei mörderisch das patriarchalische System aufmischt („Praktische Magie“). Doch all diesen Schenkelklopfen fehlt es nicht an politischen Tönen. So lässt Penny ihre Hexe den vielleicht für das Buch symptomatischen Satz sprechen: „Das Recht, sich zu entscheiden. Das Recht, zu entscheiden, was mit unserem Körper geschieht. Das Recht, um jeden Preis über unser Schicksal zu bestimmen. Das Recht, wie ein Mensch behandelt zu werden. Um jeden Preis. Dafür stehe ich ein.“ (S. 101) Doch es gibt auch melancholische Geschichten, die von traurigen Heldinnen erzählen: Frauen, die in unterdrückenden Systemen leben müssen, aber – und das ist Pennys starker Punkt – die es immer schaffen, sich selbst für einen Weg zu entscheiden und damit handlungsmächtig zu sein. So erzählt sie in „Kleine Gnaden“ von einem weiblichen Engel, der in einem himmlischen Call-Center die Gebete der Menschen entge-

nehmen und nach Handbuch abhandeln muss. Trotz strenger Vorgaben (sieben Minuten für ein ‚Telefonat‘ und keine Liebesgeschichten mit Menschen) findet der traurige Engel Wege, sich dem kalten Trost zu entziehen, sich in Affären mit Sterblichen zu stürzen und – zugegeben, ein bisschen kitschig – ihrem Herzen zu folgen anstelle des Handbuchs. Utopien von herrschaftsfreien zukünftigen Gesellschaften („Das Haus der Unterwerfung“) und Dystopien von ausbeuterischen Fast-Food-Arbeitsplätzen, die man nur auf Drogen ertragen kann („Hush“), ergeben nebeneinander ein wunderbares Mosaik aus feministischen Weltentwürfen und am Schluss bleibt immer dieses positive Gefühl von Happy-End. Pennys Schreibe ist sicher keine erzähltechnische Meisterleistung, weist aber einen bemerkenswert gut funktionierenden Wechsel an Erzählperspektiven auf. „Babys machen“ ist eine leichte politische Lektüre, die Spaß macht und die bestens für die nun kommenden langen Winterabende geeignet ist.

Kerstin Wilhelms-Zywocki

seite 1

Laurie Penny: Babys machen
und andere Storys, Edition
Nautilus, Hamburg 2016, 178
Seiten, 19,90 Euro, ISBN 978-
3-96054-000-7



Zeichnung: Findus

Die Anarchafeministin Rirette Maîtrejean

Die Biographie der Attentatskritikerin und Individualanarchistin ist eine Mahnung zur Selbstkritik



Lou Marin

Rirette Maîtrejean

Attentatskritikerin,
Anarchafeministin,
Individualanarchistin



Verlag Graswurzelrevolution

Lou Marin. Rirette Maîtrejean. Attentatskritikerin, Anarchafeministin, Individualanarchistin, Verlag Graswurzelrevolution, Heidelberg 2016, 262 Seiten, 16,90 Euro, ISBN 978-3-939045-26-7

seite 2

Mithu M. Sanyal. Vergewaltigung. Edition Nautilus, Hamburg, August 2016, 238 Seiten, Taschenbuch 16 Euro, E-Book 12,99 Euro, ISBN 9783960540236

Lou Marin legt mit seinem neuen Buch „Rirette Maîtrejean. Attentatskritikerin, Anarchafeministin, Individualanarchistin“ mehr vor als nur die Biographie einer Grand Dame des französischen Anarchismus, es handelt sich vielmehr um eine Denkschrift, die zu beständiger Kritik der eigenen Kritik aufruft. Marin konturiert Maîtrejean (1887 – 1968) als eine wissbegierige Frau, der die Lebensentwürfe und Rollenbilder der bürgerlichen Gesellschaft des endenden 19. Jahrhunderts zu eng sind und die sich vor allem aus intellektueller Neugier der anarchistischen Bewegung anschließt. Diese wird jedoch als nicht weniger patriarchalisch gezeichnet, trotz aller Betonung der ‚freien Liebe‘. So wird z.B. die Entscheidung, der individualanarchistischen Bewegung und nicht dem kommunistischen Anarchismus beizutreten, als eine Wahl zwischen zwei patriarchalischen organisierten Gruppierungen dargestellt: „Bei den Kommunisten wird die Frau auf solch eine Rolle reduziert, dass man nie mit ihr diskutiert, nicht einmal vor einer Diskussionsveranstaltung. Es stimmt, dass das unter den Individualanarchisten nicht viel anders war. Trotzdem zog ich

den Individualismus vor.“ (S. 26) Die Position der Frau ist eine prekäre, so dass Maîtrejean schon bald als Kritikerin der eigenen Gefährten auftritt. Dies freilich ist sie auch in Bezug auf die im Buch zentrale Auseinandersetzung zwischen den gewaltbereiten und den gewaltfreien AnarchistInnen im Frankreich des frühen 20. Jahrhunderts. Maîtrejeans Schriften, aus denen umfangreich zitiert wird und die teilweise als Anhang beiliegen, verdeutlichen die kritische Kraft ihrer Worte. Ein Beispiel: „In der Anarchie sind die Rechte aller gleich. Daraus ergibt sich logisch, dass niemand ein besonderes Recht besitzt. Das ist die Theorie. [...] Aber in der Praxis sieht das ganz anders aus. Das Waffenlager der anarchistischen Gesetzgebung ist nicht schwer zu beschreiben. Wieder einmal wurde dort bewiesen, dass das Recht des Stärkeren als höchstes Recht gilt.“ (S. 32) Mit Zitaten wie diesen zeichnet Marin das Bild einer Anarchistin, die sich nicht scheut, die Positionen ihrer eigenen MitstreiterInnen kritisch zu reflektieren und diese Kritik auch öffentlich zu äußern. Der Schlüsselsatz des gesamten Buches findet sich

auf Seite 142: „Die wirkliche Delegitimierung der Politik anarchistischer Attentate kam von ihr, direkt aus dem Herzen des individualistischen Anarchismus.“ Marin macht seine Heldin somit zu einem Exempel für ein konsequentes und konstruktives Hinterfragen der eigenen Prämissen und Weltanschauungen. In der Einleitung gibt Marin einen prägnanten Abriss über die anarchistische Bewegung in Frankreich um 1900 und deutet bereits Maîtrejeans kritische Sicht der sogenannten ‚Propaganda der Tat‘ an. Die ‚Propaganda der Tat‘ steht für terroristische Anschläge und Attentate, die Marin als „relativ perspektivlose Verzweiflungs- oder Rache[tat]en und als Antwort auf den Staatsterror in Krisenzeiten der Bewegung“ (S. 9) qualifiziert. In den folgenden drei Kapiteln verfolgt Marin die Lebensstationen Maîtrejeans nach und fokussiert dabei ihren Mut, sich vor allem in der Frage der Gewaltanwendung gegen die eigenen GenossInnen zu stellen und den entsprechenden Gegenwind zu ertragen. Der Autor hat umfassend recherchiert und so gelingt es ihm, Maîtrejeans Umfeld und – besonders spannend – ihre Verbindung zu Albert Camus minutiös nach-

zuzeichnen. Marins einfühler Stil mag dabei zunächst befremden, jedoch führt dies dazu, den Text unterhaltsamer und seine Figur plastischer zu gestalten. Lediglich die gelegentlichen Bezüge zum islamistischen Terrorismus, (z.B.: „Er [Ravachol, einer der anarchistischen TerroristInnen, K.W-Z.] war in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen und bereits als Jugendlicher kriminell geworden. Ganz ähnlich sehen übrigens die frühen Lebenswege heutiger islamistischer Attentäter aus [...]“ S. 11) haben einen zweifelhaften Informationswert und wirken daher etwas deplatziert. Insgesamt jedoch überzeugt der durchaus auch humorvolle schriftstellerische Stil. „Rirette Maîtrejean“ ist ein echtes Lesevergnügen und es ist als Verdienst des Autors und des Verlags Graswurzelrevolution zu werten, dass mit solchen Büchern wichtige und auch streitbare (Frauen-) Figuren der anarchistischen Bewegung nicht in Vergessenheit geraten.

Kerstin Wilhelms-Zywocki

Anmerkung der GWR-Red.: Das „Rirette Maîtrejean“-Buch wird in den nächsten Wochen bundesweit bei zahlreichen Veranstaltungen vorgestellt. Siehe Terminhinweise in der Anzeige des Buchverlags Graswurzelrevolution auf Seite 3 der Libertären Buchseiten.

Sexualisierte Gewalt

Mithu Melanie Sanyals detailreiche Analyse des Kulturphänomens „Vergewaltigung“

Es gibt kein anderes Verbrechen, das so stark „gegendert“ ist, wie eine Vergewaltigung. Bei Diebstahl, Betrug oder Mord spielt das Geschlecht von Opfer oder Täter bzw. Täterin höchstens eine untergeordnete Rolle. Vergewaltigung hingegen, so die spontane Assoziation der meisten Menschen, ist ein Verbrechen, das ein Mann einer Frau antut. Das sehen die Konservativen so, für die sexuelle Übergriffigkeit zu einem ordentlichen Mannsein dazugehört, und Frauen, die vergewaltigt werden, das mit kurzen Röcken, rotem Lippenstift und liederlichem Lebenswandel selbst provoziert haben. Aber das sehen auch viele Feministinnen so, für die Vergewaltigung „das Verbrechen des Patriarchats“ schlechthin ist, ja sogar das hauptsächliche Mittel, mit dem Männer Frauen in Schach halten. Mithu M. Sanyal stellt dieses Narrativ in Frage. Das Problem der Missachtung der sexuellen Selbstbestimmung einer Person, so ihre These, lässt sich nicht beheben, ohne auch diese

Vergewaltigung immer wieder erneut verfestigt? Warum, zum Beispiel, glauben immer noch viele, eine Frau sei im öffentlichen Raum besonders gefährdet, während in Wirklichkeit das Risiko von Männern viel größer ist, dass sie Opfer einer Gewalttat werden? Aktuelle Beispiele, anhand derer sich das Thema nachzeichnen und analysieren lässt, gibt es zur Genüge, von der erneut aufgeflammten Debatte über Roman Polanski bis zur Silvesternacht von Köln, von Gesetzesinitiativen wie „Nein heißt Nein“ bis zur Anklage gegen Gina Lisa Lohfink wegen Falschbeschuldigung. Vor allem eine Vorstellung hält sich dabei hartnäckig: dass eine Vergewaltigung nicht nur den betroffenen Menschen konkret verletzt, sondern im Fall von Frauen auch deren „Weiblichkeit“ beschädigt. Früher war es die Ehre, die „Anständigkeit“ einer Frau, von der ihre Weiblichkeit abhing und die durch eine Vergewaltigung zerstört wurde. Frauen, deren Lebenswandel bürgerlichen



Mithu Melanie Sanyal.

Foto/Copyright: Regentaucher

Darstellung permanent aufgerufen wurde. Doch auch die feministische Vorstellung, wonach

Empörung über eine Vergewaltigung der Betroffenen sogar deutlich mehr Gewalt an als die Tat selbst – so geschehen bei Samantha Geimer, dem Opfer im Fall Polanski. Die große Qualität von Sanyals Buch ist, neben der sorgfältigen und detailreichen Analyse des Kulturphänomens „Vergewaltigung“, ihre positive Bezugnahme auf die Frauenbewegung bei gleichzeitiger klarer Kritik an bestimmten feministischen Argumentationsmustern. Diese muss man schließlich auch in ihrem historischen Kontext sehen: In den 1970er Jahren war es angesichts einer durchgehend ignoranten öffentlichen Haltung zum Thema Vergewaltigung vermutlich notwendig, das Ganze so weit wie möglich zu skandalisieren, um überhaupt durchzudringen. Heute aber

sind wir gesellschaftlich an einem anderen Punkt: Vergewaltigung in der Ehe ist strafbar, seit kurzem ist „Nein heißt Nein“ im Prinzip als strafrechtlicher Grundsatz anerkannt. Deshalb sollten nun auch feministischerseits neue Narrative entstehen, die Frauen nicht qua Geschlecht den Part des Opfers zuweisen und damit traditionelle Frauenbilder aufrufen. Wir müssen anerkennen, dass die Hoheit über die Bedeutung dessen, was ihnen geschehen ist, bei denjenigen Menschen liegt, die sexualisierte Gewalt erlebt haben. Vergewaltigung ist ein komplexes Phänomen. Sie kommt in vielen unterschiedlichen Formen vor, die nicht alle über denselben Kamm geschoren werden können.

Antje Schrupp

„Nicht meine Narben haben mich zu der Person gemacht, die ich bin, sondern meine unglaubliche Fähigkeit zu heilen.“ Lemn Sisay, zitiert nach Mithu M. Sanyal, Vergewaltigung, S. 6

direkte Verknüpfung von Vergewaltigung und Geschlecht aufzulösen. Nicht nur, weil faktisch ja auch Männer vergewaltigt werden, von anderen Männern, aber auch von Frauen, siehe Abu Ghraib. Sondern auch, weil es dabei um symbolische Ordnungen geht: Was genau unterscheidet denn eine Vergewaltigung von einem anderen Gewaltverbrechen? Welche Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit werden durch die Debatte über

Normen widersprach, konnten daher in der Logik einer vorfeministischen symbolischen Ordnung qua Definition nicht vergewaltigt werden: Sie hatten ja keine Ehre, keine „legitime Weiblichkeit“, die ihnen durch eine solche Tat genommen werden konnte. Dass diese Sichtweise keineswegs bloße Geschichte ist, zeigte sich in der Berichterstattung über Gina Lisa Lohfink, deren „Huren-Stigma“ sowohl im Prozess als auch in dessen medialer

Vergewaltigung ein spezieller Auswuchs des Patriarchats sei, fügt dem Angriff auf die körperliche Selbstbestimmung des Opfers sozusagen einen zusätzlichen Angriff auf dessen „Weiblichkeit“ hinzu. Mitunter kann das zu Erwartungshaltungen gegenüber Betroffenen führen, das Erlebte auf eine bestimmte Art und Weise zu verarbeiten – zum Beispiel, wenn sie nicht genug oder nicht richtig oder genügend „leiden“. Manchmal tut die öffentliche



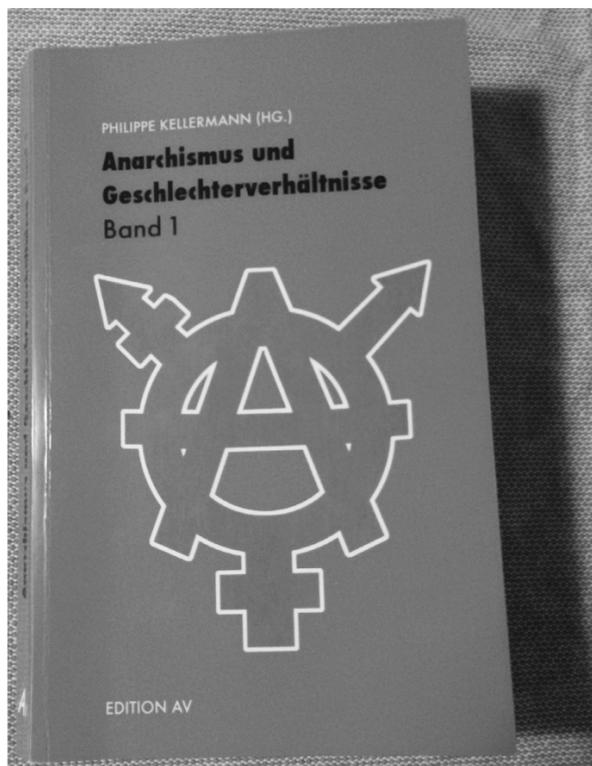
Anarchismus, Gender und Machismo

Ein Sammelband über Geschlechterverhältnisse, der zeigt, dass Anarchistinnen und Anarchisten aus der Geschichte lernen können

Philippe Kellermann ist den Leserinnen und Lesern der *Graswurzelrevolution* bekannt. In den letzten elf Jahren hat der Berliner Genosse 39 Artikel für die GWR geschrieben. In letzter Zeit macht er sich als GWR-Autor allerdings rar. Kein Wunder. Seit Anfang 2015 gibt er die lesenswerte Zeitschrift für Anarchismusforschung *Neznam* (siehe Rezension in dieser GWR) heraus. Ebenfalls in der Edition AV veröffentlichte er Bücher über „Marxistische Geschichtslosigkeit“. Er ist Herausgeber des erhellenden Interviewbandes „Anarchismus Reflexionen“, der „Begegnungen feindlicher Brüder“, außerdem diverser Anarchismus-Klassiker im Unrast Verlag. Der soeben von ihm herausgegebene erste Band von „Anarchismus und Geschlechterverhältnisse“ vereinigt verschiedene Artikel, die sich dem Verhältnis von Gender, Anarchismus und Machismo widmen. Die Lektüre ist ein Genuss. Das Buch regt zur kritischen Reflexion an und ist weiterführend. Dabei liest sich Kellermanns Einleitung zunächst ein bisschen

Mensch, der sich ab 1840 selbst als Anarchisten bezeichnet hat, war Pierre-Joseph Proudhon. Dieser französische Frühsozialist trat allerdings keineswegs „für die Gleichheit der Geschlechter“ ein. Ganz im Gegenteil. Proudhon war ein übler Frauenhasser und Antisemit, auf den sich heutige AnarchistInnen nicht ernsthaft beziehen können, auch wenn ohne ihn die Entstehung der anarchistischen Bewegung (ab den 1860er Jahren) nicht zu erklären ist. Was für ein Widerling Proudhon war, wird von Werner Portmann in seinem Beitrag „Die Ökonomie der Liebe oder Pierre-Joseph Proudhons *Frauenfrage*“ herausgearbeitet. Portmann stellt klar, dass die antifeministischen und misogynen Zitate Proudhons „bis heute erschreckende Beispiele männlicher Allmachtsfantasien“ geblieben sind, die „selbst für Wohlgesinnte Proudhons nicht zu rechtfertigen sind und als die schlechten und *dunklen Punkte* des Philosophen betrachtet werden“. (S. 13) Portmanns Artikel ist nicht der einzige, der mich begeistert hat. Die aus dem Englischen, Fran-

sowie Richard Cleminson: „Die Konstruktion von Maskulinität in der spanischen Arbeiterbewegung: eine Studie zur *Revista Blanca* (1923-1936)“. Auch die deutschsprachigen AutorInnen des Sammelbandes schreiben zu ihren Herzblut- oder Dissertationsthemen: Antje Schrupp über „Feminismus und die Politik von Frauen in der Pariser Kommune“, Vera Bianchi über „Anarchistinnen, Humanismus und Geschlechterverhältnis: Die *Mujeres Libres* im Spanischen Bürgerkrieg“, Siebert Wolf über „Gustav Landauer: Sex und Gender“. Zu meinen Lieblingsautoren gehört der Literaturwissenschaftler Martin Baxmeyer. Seine romanistische Dissertation „Das ewige Spanien der Anarchie. Die anarchistische Literatur des Bürgerkriegs (1936-1939) und ihr Spanienbild“ (Edition Tranvia 2012) war für mich allerdings nur zum Teil zu verstehen, weil sie zahlreiche, nicht übersetzte spanische und katalanische Originalzitate enthält. Zwei Sprachen, die ich leider nicht spreche. Umso mitreißender ist sein Bei-



Das Cover in pink, gestaltet von Findus.

Foto: Bernd Drücke

„Der Krieg und das massenhafte Töten und Sterben erscheinen als vom Gegner aufgezwungene Schandtät und als dessen vielleicht größtes Verbrechen, weil es die Anarchisten zwingt, ihr positives, aufbauendes Werk mit jenem des Mordens und Zerstörens zu vertuschen.“ Martin Baxmeyer, in: Anarchismus und Geschlechterverhältnisse, S. 161

so, als ginge es dem Herausgeber um eine Art „Ehrenrettung“ der Anarchisten. So behauptet er, dass der Anarchismus „seit seinem Beginn“ auch „für die Gleichheit der Geschlechter eingetreten“ sei (S. 7). Leider ist das eine Übertreibung, die im Buch auch eindrucksvoll widerlegt wird. Der Begriff „Anarchist“ war nach seiner Entstehung zunächst ein reiner Schmähbegriff. Der erste

zösischen und Spanischen von Julia Hoffmann, Michael Halfbrodt und Andreas Förster hervorragend übersetzten Beiträge sind allesamt, wie die NiederländerInnen sagen würden, lecker: John Clark: „Elisée Reclus und die Kritik des Patriarchats“, Gaetano Manfredonia/Francis Ronsin: „E. Armand und die ‚Liebeskameradschaft‘. Revolutionärer Sexualismus und der Kampf gegen die Eifersucht“,

trag in diesem Sammelband: „Mann aus Stahl. Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder in der anarchistischen Literatur des Spanischen Bürgerkriegs (1936-1939)“. Dieser Text sei vor allem auch heutigen „syndikalistischen“ Mächtegernpistoleros und *Barrikade*-Machos empfohlen, die bisher den Gewaltfreien Anarchismus verabscheuen und lieber online und in ihren Publika-

tionen die Geschichte erklären, anstatt historische Fehler und eigene Schwächen zu analysieren und daraus zu lernen. Martin Baxmeyer stellt klar, dass es zur „Tragik so manchen libertären Schicksals in Spanien gehörte, mitunter Jahrzehnte lang gezwungen gewesen zu sein, mit der Waffe in der Hand tief empfundene persönliche Überzeugungen zu verraten: erst im Bürgerkrieg, dann in der Résistance, und schließlich (möglicherweise) im erfolglosen Guerillakampf gegen Franco.“ (161) Der Hispanist zeigt den Einfluss eines neomilitaristischen Machismo (S. 168) auf die anarchosyndikalistische Literatur und Bewegung im Spanischen Bürgerkrieg. Er konstatiert: „Es dominierte der patriarchale Kult

um den kämpfenden Mann, der die bedrohte Mutter, Schwester, Tochter etc. verteidigt. Eine Revolutionierung der konservativ-patriarchalen *gender-order* der vorrevolutionären Zeit war unter diesen Umständen von der anarchistischen Literatur des Bürgerkriegs kaum zu erwarten.“ (S. 180)

Fazit

Der Sammelband „Anarchismus und Geschlechterverhältnisse“ gehört zu den wichtigen Büchern, die die anarchistische Bewegung hierzulande in diesem Jahr veröffentlicht hat. Ich freue mich schon auf den zweiten Band.

Bernd Drücke



Philippe Kellermann (Hg.): Anarchismus und Geschlechterverhältnisse, Band 1, Edition AV, Lich 2016, 206 Seiten, 16 Euro, ISBN 978-3-86841-139-3

seite 3

Anzeige

Verlag Graswurzelrevolution



Lou Marin
Rirette Maîtrejean
Attentatskritikerin, Anarchafeministin,
Individualanarchistin

262 S. | 16,90 Euro | ISBN 978-3-939045-26-7

Rirette Maîtrejean (1887–1968), französische Anarchafeministin und Individualanarchistin, kritisierte vor dem Ersten Weltkrieg entschieden anarchistische Attentate und Raubüberfälle. Später begegnete sie Albert Camus, der ihre Erfahrungen in seiner Kritik des Nihilismus ausformulierte.

Lou Marin stellt seine Rirette-Maîtrejean-Biografie vor:

- Frankfurt/M. - Donnerstag, 20. Oktober - 20 Uhr
Autonomes Kulturzentrum und Wohnprojekt »Au«, In der Au 14–16
- Offenbach - Freitag, 21. Oktober - 20 Uhr
Multiversum, Bieberer Straße 13
- Frankfurt/M., Messegelände - Sonntag, 23. Oktober - 13 Uhr
Interview Literadio, Wien, Halle 4.1 / B 33
- Wiesbaden - Sonntag, 23. Oktober - 20 Uhr
Café Klatsch, Marcobrunnenstraße 9
- Mosbach - Dienstag, 25. Oktober - 19 Uhr
Kneipe Tante Gerda, Carl-Theodor-Straße 10
- Karlsruhe - Mittwoch, 26. Oktober - 19:30 Uhr
Restaurant Walhalla, Augartenstraße 27
- Münster - Donnerstag, 27. Oktober - 20 Uhr
ESG, Clubraum 1, Breul 43
- Dortmund - Samstag, 29. Oktober - 17 Uhr
Black Pigeon, Scharnhorststraße 50
- Tübingen - Sonntag, 30. Oktober - 18 Uhr
Alte Archäologie, Wilhelmstraße 9 HS AA
- Kassel - Montag, 31. Oktober - 18:30 Uhr
Café Buch-Oase, Germaniastraße 14

➤ GWR-Buch-Vertrieb | Fax 0421 620 456-9 | buchverlag@graswurzel.net | Gesamtverzeichnis und Bestellung unter: www.graswurzel.net



Dennis de Lange
Die Revolution bist Du!
Der Tolstojanismus als soziale Bewegung
in den Niederlanden

Herausgegeben, kommentiert und aus dem
Niederländischen übersetzt von Renate Brucker

177 S. | 24 Abb. | 16,90 Euro | ISBN 978-3-939045-27-4

Der Tolstojanismus – eine von Leo Tolstoj's politischen, sozialen und religiösen Ideen geprägte christlich-anarchistische Strömung – war zwischen 1890 und 1930 ein Phänomen, das man in vielen Teilen der Welt wiederfand. In den Niederlanden fiel der Tolstojanismus auf besonders fruchtbaren Boden, und es entwickelte sich eine vitale soziale Bewegung.



Simon Schaupp
Digitale Selbstüberwachung
Self-Tracking im kybernetischen Kapitalismus

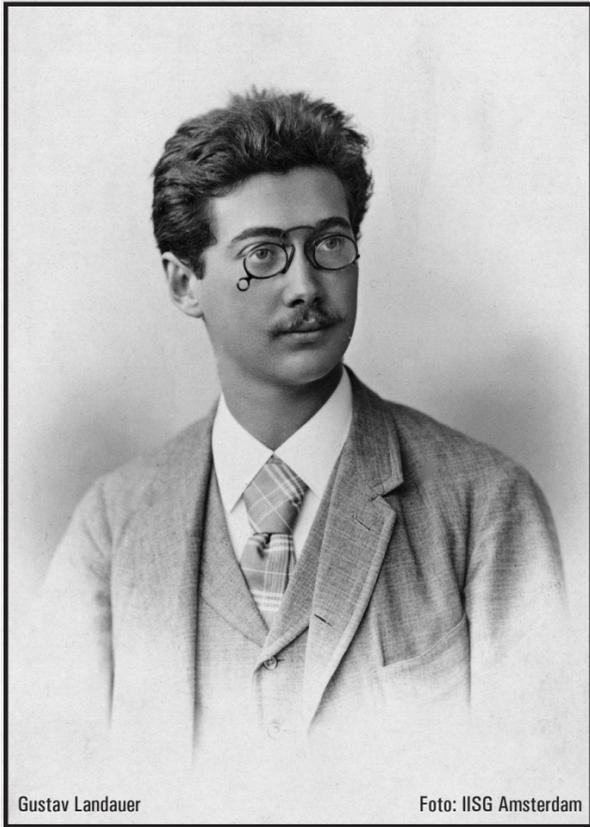
160 S. | 10 Abb. | 14,90 Euro | ISBN 978-3-939045-29-8

Self-Tracking und das Quantified-Self-Movement sind zu einem schnell wachsenden Trend geworden. Immer mehr Menschen überwachen mittels tragbarer digitaler Geräte minutiös ihren Lebenswandel, von der Arbeit bis zum Schlaf, vom Sport bis zum Sex – und das freiwillig.

**Frankfurter
Buchmesse
19.–23.10.2016
Halle 4.1 /
Stand D 66**

Gustav Landauer:

Vom Sozialistischen Bund zur Räterepublik



Gustav Landauer

Foto: IISG Amsterdam

seite 4

Tilman Leder: Die Politik eines „Antipolitikers“. Eine politische Biographie Gustav Landauers, Band II, Reihe „Ausgewählte Schriften“, hrsg. von S. Wolf, Edition AV, Lich 2014, S. 400-896, 49,90 Euro für 2 Bde., ISBN 978-3-86841-098-3

Wu Ming 54. Aus dem Italienischen von Klaus-Peter Arnold, Assoziation A, Hamburg/Berlin 2016, 528 Seiten, 24,80 Euro, ISBN 978-3-86241-441-3

Der zweite Band der Gustav Landauer-Biographie Tilman Leders (Rezension zu Band I siehe GWR 408, S. 24) erstreckt sich von der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, in deren Mittelpunkt die anarchistische Organisation des Sozialistischen Bundes (im Weiteren: S.B.) mit der 2. Folge der Zeitung „Der Sozialist“ (1909-1915) steht, über die Kriegszeit bis hin zur Revolution in Bayern und der Münchner Räterepublik im April 1919. Politik, Praxis und interne Diskussionen des S.B., aber auch das Verhältnis zu anderen Strömungen wie kommunistische AnarchistInnen, frühe lokalistische AnarchosyndikalistInnen

und Zeitungen wie „Revolution“ und „Der freie Arbeiter“ sind wohl noch nie so detailliert und materialreich dargestellt worden. Sie umfassen 300 Seiten dieses 2. Bandes. Landauer zeigt sich dabei als getreuer deutscher Vertreter der mutualistisch-kollektivistischen Strategie Proudhons, aus dem Kapitalismus auszutreten durch die Gründung vor allem von Siedlungen, in zweiter Linie von Konsumgenossenschaften.

Sozialismus war für Landauer wesentlich eine Agrarfrage und eine Frage des Bodens, auf dem dieser Ausstieg stattfinden kann. Zweck von Organisation und Zeitung des S.B. war allerdings zunächst die Sammlung von Ausstiegswilligen und das Propagieren dieses Ansatzes.

Es kam, von der lange bestehenden lebensreformerischen Kolonie Eden bei Oranienburg abgesehen (S. 432), kaum zu praktischen Umsetzungen.

Diese Strömung war klein, der „Sozialist“ hatte anfangs eine Auflage von ca. 5000, vor dem Ersten Weltkrieg nur noch 1500, die Anzahl der unstenen Mitgliedsgruppen lag selbst zu besten Zeiten bei kaum mehr als 20 (aufgeführt S. 553ff.).

In den Jahren vor der Gründung des zweiten „Sozialist“ entwickelte sich Landauers Kontakt und auch eine Liebesbeziehung zur Schweizer Gewerkschaftssekretärin Margarethe Faas-Hardegger. Ich habe Regula Bochslers Hardegger-Biographie (Pendo, Zürich 2004), die auch Leder auswertet, kurz vor dieser Landauer-Biographie gelesen und es bleibt mir ein bitterer Beigeschmack, was den Umgang Landauers mit Hardegger betrifft, die begeistert auf Landauers Kurs umschwenkte und anfangs 2000 „Sozialist“-Exemplare in der Schweiz vertrieb, als Redakteurin für die Zeitung vorgesehen war, bevor

ihr Landauer schnell die redaktionelle Leitung aus der Hand nahm. Auch im größten inhaltlichen Streit mit ihr, in dem sich Landauer gegen Hardeggers Verständnis von freier Liebe und Mutterrecht mit einer Verteidigung der Ehe (wenn auch ohne Tauschein) als dem kleinsten, natürlichen Bund von Bündnissen wendete, und in den auch Erich Mühsam verwickelt war, trat Landauer zurechtweisend und unehrlich auf: Laut Bochsler zwang er Hardegger dazu, seiner Ehefrau Hedwig Lachmann das Liebesverhältnis zu verschweigen, obgleich Hardegger die Familie in Berlin besuchte. Landauer praktizierte also die freie Liebe zu seinen Bedingungen, propagierte aber theoretisch das Gegenteil.

Mühsam zwang Landauer immerhin theoretische Zugeständnisse ab, doch ließ Landauer Hardegger in ihrer Situation ziemlich allein. Dies wiederholte sich später auch noch einmal, als sich Hardegger in einer Zwangslage sah, weil sie einen früheren Genossen, Ernst Frick, mittels eines Meineids vor Gericht vor Repression für eine Tat, die sie nicht unterstützt hat, schützte und dafür sogar 1913 einige Monate ins Gefängnis musste. In der Zeit starb ihr Vater – und ausgerechnet in diesem Moment entzog ihr Landauer den Schweizer Vertriebs des „Sozialist“ ganz (S. 637ff.). Es war ein unsensibles Verhalten, ganz auf Sicherung bedacht, dabei hatte Hardegger außergewöhnliche organisatorische und agitatorische Fähigkeiten, was sie Mühsam bei Besuchen in München unter Beweis stellte.

Leder interpretiert diese Vorgänge vor allem als wichtiges Zeichen für die innere Basisdemokratie des S.B., denn Mühsam stellte wenigstens hier die ansonsten unangefochtene Dominanz Landauers auch einmal in

Frage (S. 549). Leder urteilt kritisch: „In Auseinandersetzung tendiert Landauer zu Unnachgiebigkeit und Härte; so manche Freundschaft geht darüber in die Brüche.“ (S. 699)

Dieselbe problematische Charaktereigenschaft hatte leider auch Pierre Ramus in Österreich, der im genannten Streit Hardeggers Position zur freien Liebe verteidigte. 1910-11 kam es zudem in einem „Brief über die anarchistischen Kommunisten“ (Landauer) und Ramus' Antwort „Ein Brief über den Sozialistischen Bund“ (nachgedruckt in Ne znam, Nr. 1/2015, S. 92-122) zu einem Streit mutualistisch-kollektivistischer versus kommunistischer Anarchismus, der von Ramus vertreten wurde (S. 550f.). Den Text Ramus' finde ich dabei argumentativ überzeugend, der Siedlungsgedanke wurde von ihm geschätzt, aber als Hauptstrategie zur Bekämpfung des Kapitalismus verworfen.

Landauer hatte über längere Zeit hinweg Einreiseverbot nach Österreich und so konnte er den S.B. nicht dorthin ausweiten, wie das über Hardegger in die Schweiz möglich war. Schade finde ich für die damalige Ausgangssituation des gewaltlosen Anarchismus, dass sich hier zwei ihrer brillanten Köpfe, beide darüber hinaus übrigens bedeutende Theoretiker der anarchistischen Marxismuskritik, gegenseitig bekämpften und es ob ihres jeweiligen ungeheuren Egos nicht schafften, ausräumbare inhaltliche Differenzen von persönlichem Konkurrenzdenken zu trennen, denn Landauer befürwortete später, ab der Marokko-Krise 1911, auch wieder den Generalstreik, den er im S.B. verwarf, jedoch als politischen Generalstreik gegen den Krieg, während er für Ramus gerade das zentrale ökonomische Kampfmittel für die freie

Gesellschaft darstellte. Margarethe Hardegger war auch Leidtragende dieses Hahnenkampfes. Beim Lesen dieser unfruchtbar ausgetragenen Konflikte kommt eine Ahnung davon auf, was für den gewaltlosen Anarchismus an Entwicklung hätte möglich sein können, wenn diese drei konstruktiv und langfristig hätten zusammenarbeiten können. Die Haltung Landauers während Krieg und Revolution (S. 701-847) ist dann durchweg ehrenwert. Er hält als überzeugter Kriegsgegner so manchem Freund, der in einen deutschnationalen Rausch verfiel, konsequent den Spiegel vor (Mühsam, Buber, Dehmel usw.). In seinem Engagement in der bayerischen Novemberrevolution 1918 und der Münchner Räterepublik sah er, entgegen den Behauptungen im späteren „Rechenschaftsbericht“ Mühsams, keinen Widerspruch zu seinem Prinzip der Gewaltlosigkeit. Das wird in Leders Arbeit immer wieder in Zitaten deutlich (etwa S. 808), auch wenn Landauer nach dem Mord an Kurt Eisner zum Schutz die bedingte Gefangennahme von Geiseln befürwortete, diese jedoch wie Ernst Toller auch wieder freilassen wollte.

Am Ende der zweiten Räterepublik, Ende April 1919, als sich Toller mit der KPD, die dann von ihr verhaftete Geiseln ermorden sollte, überwarf, schlug Landauer, bezeugt durch Else Eisner, eine Aktion vor, die nur jemand vorschlagen kann, der seine Vernunft und seine Phantasie immer für gewaltfreie Lösungen einsetzte, nämlich „für den Fall militärischer Aktionen gegen München (...) einen Zug von Frauen und Kindern zu bilden, um auf diese Weise ein Blutbad zu verhindern.“ (S. 840) Doch zum Blutbad kam es, und Landauer fiel ihm zum Opfer.

Lou Marin

Cary Grant, Tito und ein sprechender Fernseher

„54“ von Wu Ming, das ist der Roman über das Jahr, als Cary Grant „Über die Dächer von Nizza“ kletterte und der Viet Minh die französischen Kolonialherren besiegte.

„Wu Ming“ sind fünf italienische Autoren. Vier von ihnen haben uns als subversives Agit-Prop Quartett „Luther Blisset“ bereits den phänomenalen Roman „Q“ geschenkt, der Revolten in der Reformationszeit schildert. Nun, nicht minder ungewöhnlich, wenden sich die Autoren der Nachkriegszeit zu, die es ihrer Ansicht nach allerdings gar nicht gibt. „Als die Front sich entfernte, nannten die Tore es ‚Friede‘.“

In „54“, in der hervorragenden Übersetzung von Klaus-Peter Arnold und mit der verblüffenden Chronik genau dieses Jahres, steckt noch viel mehr als kritische Geschichtsschreibung. Tatsächlich reibt man sich zunächst verwundert die Augen und versucht zu verstehen: Was haben desertierende Soldaten der italienischen Armee 1943 mit dem unter Burnout leidenden englisch-amerikanischen Schauspieler Cary Grant zu tun, der 1954 vom englischen Secret-Service auf geheime Mission geschickt wird? Und wer hätte gedacht, dass hinter

dem melancholischen Lächeln von Grant auch Schuldgefühle eines Mannes stecken, der hilflos mitansehen musste, wie eine ehemalige Geliebte durch die Hexenjagd der McCarthy-Ära in den USA in die Irrenanstalt gebracht wurde? Oder was verbindet die junge Frau aus der Arbeiterklasse, die ihren um eine Generation älteren, anerkannten Ehemann die Hörner aufsetzt, mit dem grauisigen Grinsen von Steve „Cemento“, der rechten Hand von Lucky Luciano, den aus den USA ausgewiesenen Mafiaboss?

Manche werden darauf gestoßen, dass es nicht nur den einen übervaterhaften Antifaschisten, Josip Broz Tito, gab, sondern viele tausend italienische und jugoslawische Partisanen, deren Geschichten bis dato wenig erzählt worden sind. Als Stalin endlich tot ist, öffnet sich womöglich auch für die freien Geister in ihren Reihen das Tor zu einem wirklichen Sozialismus!? Denn einige ehemalige Partisanen wollten nicht als Staatsmänner enden, sondern verzogen sich lieber in die Berge, wo sie mit ihren alten Gewehren ihre Ziegen verteidigten. Andere verhöckerten gestohlene Fernseher. Verwirrung ist in „54“ Methode zum tieferem Verständnis. Denn

nicht zuletzt der regelmäßige Perspektivwechsel der unterschiedlichen Charaktere macht das Geschehen greifbar und verständlich. Die Autoren warten dann noch mit einem kleinen Wunder auf: Mit einem „McGuffin Electric“ Fernsehapparat aus den Beständen der US-Armee, der seine Geschichte selbst erzählt. Nicht zufällig wohl ist er nach dem irischen Anarchisten, Anwalt, Schriftsteller und Herumtreiber Sean McGuffin benannt.

Es ist der junge Pierre Capponi, bei dem alle Fäden zusammenlaufen. Er bricht nach Jugoslawien auf, um seinen verschollenen Vater zu suchen, der dort als ehemaliger kommunistischer Partisan zunächst die Nazis bekämpfte und dann den Sozialismus aufbauen wollte. Für Pierre beginnt eine Odyssee; - sowohl seine Erlebnisse, als auch die darin verwobenen Einblicke in die Gesellschaften Italiens, Jugoslawiens, Englands und der USA werden lebendig geschildert.

Wenn es also zu Beginn nicht ganz einfach sein mag, in die Handlung hineinzufinden, wird die für die Lösung der aufgeworfenen Rätsel notwendige Aufmerksamkeit doch reichlich belohnt, wenn sich im letzten

Drittel des Romans alle Handlungsstränge zusammenfügen. Die entstehende grandiose Mischung aus Irrwitzigkeit und Tragik wird (nur) so absolut glaubhaft. Denn dies ist die wahre Geschichte eines dann doch überraschend lebenswerten Cary Grants, einiger urtümlicher, in ihrem eigenen Café Billard spielender und schimpfender Kommunisten von Bologna, die Geschichte von philosophischen Dichtern und anderen Schöngesteirern, die auf skrupellose Heroidealer treffen, und schließlich in einer weiteren Nebenrolle neben dem sprechenden Fernseher eine unscheinbare Taube, - der helle Wahnsinn also!

Der Roman „54“ gleicht den geheimen Gängen und verwinkelten Gassen Neapels mit ihren dunklen Ecken, mit dem salzigen Geruch von Meereseisensucht und Weite und dem unbeugsamen Willen, die eigenen Träume trotz widriger Umstände nicht aufzugeben. Das Ganze, gewürzt mit einem Schuss Melancholie, ist durchtränkt mit vergeudetem rotem Blut und verzweifelter erotischer Leidenschaft. Fazit: Absolut lesenswert!

Oliver Steinke

Anzeige

mandelbaum verlag

ALFRED J. NOLL
JOHN LOCKE UND
DAS EIGENTUM

Eine Einführung in den *Second Treatise of Government* und seine „great foundation of property“

ALFRED J. NOLL
JOHN LOCKE UND DAS EIGENTUM
Eine Einführung in den *Second Treatise of Government* und seine „great foundation of property“
360 Seiten, 19,90 Euro

ROBERT SOMMER
POESIE UND
DISZIPLIN

Dieter Schrage und der unterirdische Strom der Anarchie

ROBERT SOMMER
POESIE UND DISZIPLIN
Dieter Schrage und der unterirdische Strom der Anarchie
304 Seiten, 19,90 Euro

ADELMO CERVI
MEINE 7 VÄTER

Als Partisan gegen Hitler und Mussolini
aufgezeichnet von Giovanni Zucca
übersetzt von Gernot Trausmuth

ADELMO CERVI
MEINE 7 VÄTER
Als Partisan gegen Hitler und Mussolini
422 Seiten, 19,90 Euro

kritik & utopie

www.kritikundutopie.net

Emma Goldman und die Spanische Revolution

„Entfachte Utopie“ ist eine detaillierte Darstellung der letzten Lebensetappe der Anarchistin

Die „rote Emma“ ist die bekannteste Anarchistin des 20. Jahrhunderts. Dies zeigt nicht zuletzt die breite und positive Resonanz auf ihre Memoiren, die die Edition Nautilus 2010 in neuer Übersetzung herausgab (vgl. Antje Schrupps Rezension, in: GWR 354). Im November 2010 stand ihre Autobiographie auf Platz 1 der Sachbuch-Bestenliste von NDR und SZ.

Emma Goldman, geboren 1869 in Kowno, heute Litauen, hatte sich nach ihrer Emigration in die USA Ende der 1880er Jahre der anarchistischen Bewegung angeschlossen, die damals noch von den deutschen Emigranten um Johann Most dominiert wurde. 1906 gründete sie die Monatszeitschrift „Mother Earth“, in der aus anarchistischer Perspektive Artikel über Frauenemanzipation, Arbeiterbewegung, Erziehung, Kunst etc. publiziert wurden. Die Zeitschrift, deren LeserInnen und AutorInnen sich aus dem gesamten Spektrum der radikalen Linken rekrutierten, und ihre großen rhetorischen Fähigkeiten machten die „rote Emma“ zu einer prominenten Figur in den USA und in der internationalen anarchistischen Bewegung. Wegen ihrer Antikriegspropaganda wurde sie 1917 verhaftet und Ende 1919 als unerwünschte Ausländerin zusammen mit Alexander Berkman in die Sowjetunion deportiert.

Nach der Niederschlagung des Kronstädter Aufstands durch die Rote Armee verließen Goldman und Berkman die Sowjetunion und lebten einige Jahre in Berlin. Durch die Heirat mit dem schottischen Anarchisten James Colton erhielt Goldman die britische Staatsbürgerschaft und zog nach London, wo sie sich aber politisch isoliert fühlte. 1929 erwarb sie dank der Unterstützung von FreundInnen ein Haus in St. Tropez, wo sie ihre Memoiren schrieb. Über ihre persönliche Situation in den 1930er Jahren schreibt David Porter:

„Trotz endloser Briefe, Artikel und Reden, die den Tatendrang vieler anderer womöglich befriedigt hätten, vermisste Goldman schmerzlich eine lokale Basis für den direkten Aktivismus. In ihrem persönlichen Gefühl der Isolation spiegelte sich in der Tat die allgemeine, untragbare politische Situation – die wachsende Popularität sowohl linker als auch rechter, autori-

tärer Bewegungen beim Volk. Goldman drohte in diesem Vakuum zu ersticken, doch ihr starker Idealismus, ihre endlose Korrespondenz und ihr regelmäßiger Kontakt zu Berkman gaben ihr die nötige Kraft zum Weitermachen. Im Juni 1936 brach letztere Unterstützung allerdings weg, als sich Berkman nach langer Depression wegen seines Exils und seiner Krankheit das Leben nahm. Für Goldman brach eine Welt zusammen. Nur noch mechanisch kommunizierte sie mit ihren Kontakten in den USA. Drei Wochen später brach in Spanien die Revolution aus.“ (S. 40)

Die Spanische Revolution erlöste sie aus dieser schweren Depression. Im August 1936 erreichte sie ein Brief Augustin Souchys, der damals die Auslandsleitung der CNT-FAI leitete, und sie bat, die Revolution zu unterstützen. Sie reiste nach Barcelona, arbeitete in der Auslandsabteilung der CNT-FAI und unternahm mehrere Reisen durch das revolutionäre Spanien; u.a. mit dem niederländischen Anarchisten Arthur Lehning und den deutschen Anita Karfunkel und Hans Erich Kaminski. Schweren Herzens verließ sie im Dezember 1937 Barcelona. Sie hatte sich von den spanischen GenossInnen überzeugen lassen, dass ihre Arbeit im Ausland wichtiger als in Spanien sei. In London war sie nun Vertreterin der CNT-FAI und versuchte Solidaritätsaktionen zu organisieren. 1937 und 1938 reiste sie jeweils für zwei bis drei Monate nach Spanien.

„Bei seiner Erstveröffentlichung im Jahr 1983“, schreibt Porter im Vorwort der jetzt übersetzten zweiten Auflage von 2006, „hatte Entfachte Utopie (Vision on Fire) drei Hauptziele. Mein erstes Ziel bestand darin, die erste detaillierte Darstellung und Analyse der letzten Etappe in Emma Goldmans militantem Leben als Anarchistin zu erstellen. Bis dahin gab es kaum Publikationen zu ihren Schriften und ihrem Aktivismus bezüglich des spanischen Anarchismus. Zweitens wollte ich eine neue Informations- und Analysequelle zur Revolution und zum Bürgerkrieg im Spanien der späten 1930er Jahre sowie zu bestimmten Diskussionen über diese Zeit innerhalb der internationalen anarchistischen Bewegung schaffen. Als international anerkannter“



Emma Goldman

Foto: IISG Amsterdam

te, langjährige Anarchistin stand Emma Goldman im Mittelpunkt intensiver Korrespondenz, die die damaligen Ereignisse sowohl für die spanischen AnarchistInnen als auch für die gesamte internationale Bewegung beleuchtete. Schließlich wollte ich Goldmans persönliche und öffentliche Beobachtungen in einem Format präsentieren, welches zum Dialog mit den heutigen LeserInnen anregt. Indem ich ihre Gedanken in thematisch aufgeteilten Kapiteln ordnete und in den Einleitungen jeweils den spanischen und andere historische anarchistische Kontexte mit heutigen Problemstellungen verknüpfte, wollte ich Emma Goldman in die Gegenwart bringen und mit allgemeinen Fragestellungen verbinden, die auch heutige antiautoritäre AktivistInnen beschäftigen. (Solch eine Verbindung lädt ebenso die heutigen AktivistInnen dazu ein, die Spanische Revolution besser zu verstehen.“ (S. 7).

Dieses Ziel hat Porter in hervorragender Weise erreicht. Obwohl seit 1983 eine Reihe von Arbeiten über Emma Goldman, der Spanischen Revolution und dem spanischen Anarchismus erschienen sind, ist seine Arbeit immer noch aktuell. In keinem anderen Buch wird der politische aber auch der mentale Konflikt zwischen der internationalen anarchistischen Bewegung und den spanischen GenossInnen so anschaulich und nachvollziehbar geschildert wie bei Porter. Eines der zentralen Themen des Buches ist „die Debatte darüber, ob Kompromisse oder Änderungen der eigenen Strategie als Verrat oder weise Weiterentwicklung anzusehen sind, hat die Bewegung über die Jahre stets in Mitleidenschaft gezogen“ (S. 47).

Auch Goldmans Haltung gegenüber Spanien folgte einer „Zickzacklinie“: „Dreimal wechselte sie von einem puristisch kritischen, isolierten Standpunkt zu einer durchweg begeisterten Unterstützung der spanischen AnarchistInnen und wieder zurück.“ (ebd.)

In ihrer Ansprache zum Kongress der Internationalen Arbeiter-Assoziation (IAA) im Dezember 1937 in Paris, der von scharfen Kontroversen zwischen der CNT und den anderen Sektionen der IAA begleitet war, brachte sie ihre Ambivalenzen folgendermaßen auf den Punkt:

„Ich bin geneigt, zu glauben, dass das Urteil der KritikerInnen aus unseren Reihen außerhalb Spaniens weniger streng ausfiele, wenn auch sie dem Kampf um Leben und Tod der CNT-FAI nähergekommen wären – nicht, dass ich mit ihrer Kritik nicht einverstanden wäre. Ich teile sie zu 95%. Ich betone, dass unabhängiges Denken und das Recht auf Kritik stets unser größter Stolz gewesen ist, ja das Bollwerk des Anarchismus. Das Problem mit unseren spanischen GenossInnen ist ihre besondere Empfindlichkeit gegenüber Kritik oder gar Ratschlägen von GenossInnen aus dem Ausland. Sie sollten jedoch verstehen, dass ihre KritikerInnen nicht von Feindseligkeit geleitet werden, sondern von ihrer großen Besorgnis um das Schicksal der CNT-FAI. (...) Wenn unsere spanischen GenossInnen das bloß verstehen könnten, dann wären sie weniger aufgebracht und würden ihre KritikerInnen nicht als Feinde betrachten. Ich befürchte, dass die KritikerInnen ebenso Schuld tragen. Sie sind nicht weniger dogmatisch als die spanischen GenossInnen. Sie verurteilen ungehalten jeden Schritt, der in Spanien unternommen wird. (...) Es wurde angemerkt, dass unsere GenossInnen aus allen Ländern großzügige Summen und zahlreiche KämpferInnen zum spanischen Kampf beigetragen hatten und dass es ausgereicht hatte, sie zu bitten. Meine lieben Genossinnen und Genossen, wir sind ja nun aus derselben Familie und unter uns. Daher brauchen wir nicht um den heißen Brei herumzureden. Eine bedauernde Tatsache ist, dass es keine wirkliche anarchistische oder anarchosyndikalistische Bewegung außerhalb Spaniens gibt, außer in Schweden und in kleinerem Rahmen in Frankreich“ (S. 404).

Es ist dem Unrast Verlag hoch anzurechnen, dass er das verlegerische Risiko eingegangen ist, Porters Arbeit in deutscher Übersetzung zu publizieren. Im Kontrast dazu steht aber leider die editorische Sorgfalt. Im Unterschied zum englischen Original fehlt ein Personenregister, was den Gebrauchswert des Buches besonders für den historischen Laien unnötigerweise einschränkt. Es fehlt ein Hinweis darauf, dass mittlerweile der Nachlass Goldmans im In-

ternationalen Institut für Sozialgeschichte (IISG) in Amsterdam digitalisiert ist. (1)

Zu seinem großen Bedauern war Porter 1983 noch die Publikation längerer Passagen vom IISG nicht gestattet worden. So war er „gezwungen, die entsprechenden Texte, so gut es ging, unter diesen willkürlich einschränkenden Bedingungen zu verwerfen“ (S. 19). Interessierte LeserInnen haben nun die Möglichkeiten, die von Porter paraphrasierten Briefe Goldmans im Original zu lesen. Und zu guter Letzt hätte die Publikation gewonnen, wenn in einem Vorwort zur deutschen Ausgabe Goldmans Beziehungen zu den deutschen AnarchosyndikalistInnen detaillierter ausgeführt worden wären. Denn zum einen waren ihre wichtigsten Briefpartner Rudolf Rocker und Helmut Rüdiger und zum anderen setzte sie sich für die Freilassung der nach den Mai-Tagen inhaftierten deutschen und internationalen Anarchosyndikalisten ein und besuchte sie im Gefängnis (S. 207-210).

So bleibt auf einen großen Erfolg des Buches zu hoffen, damit der Verlag alle die genannten Kritikpunkte bei der hoffentlich bald erscheinenden zweiten Auflage des Buches korrigieren kann.

Dieter Nelles

Anmerkung:
1) <https://search.socialhistory.org/Record/ARCHO0520>

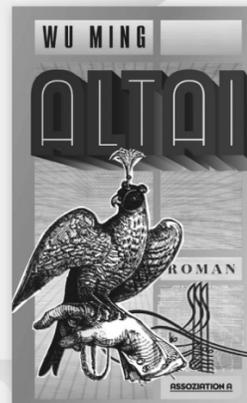


David Porter: Entfachte Utopie. Emma Goldman über die Spanische Revolution. Aus dem amerikanischen Englisch von Margarita Ruppel, Unrast Verlag, Münster 2016, 480 Seiten, 24,80 Euro, ISBN 978-3-89771-214-0

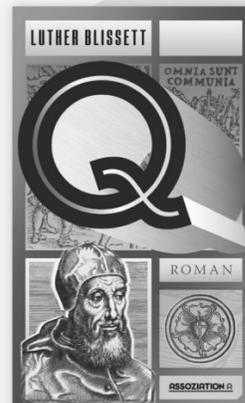
seite 5

Anzeige

LESEN, LESEN, NICHTS ALS LESEN!



Wu Ming
ALTAI
AUS DEM ITALIENISCHEN VON KLAUS-PETER ARNOLD
352 S., geb., € 24,00
ISBN 978-3-86241-452-9



Luther Blissett
Q
AUS DEM ITALIENISCHEN VON ULRICH HARTMANN
704 S., brosch., € 19,80
ISBN 978-3-86241-450-5



Hess, Kasperek, Kron (Hg.)
DER LANGE SOMMER DER MIGRATION
GRENZREGIME III
280 S., brosch., € 18,00
ISBN 978-3-86241-453-6



Nina Schulz, Elisabeth Mena Urbitsch
SPIEL AUF ZEIT
NS-VERFOLGTE UND IHRE KÄMPFE UM ANERKENNUNG UND ENTSCHÄDIGUNG
368 S., brosch., € 24,00
ISBN 978-3-86241-451-2

ASSOZIATION A

www.assoziation-a.de

Anzeige

Taschenbuch
231 Seiten
19,80 Euro

Akademie Bergstraße für Ressourcen-, Demokratie- und Friedensforschung

Weitere Informationen:
www.akademie-bergstrasse.de



Nikolai Huke: Krisenproteste in Spanien. Zwischen Selbstorganisation und Überfall auf die Institutionen, edition assemblage, Münster 2016, 175 Seiten, 14.80 Euro, ISBN 978-3-96042-006-4



seite 6

Hoffnungsvolle Desillusionierungen

Es besteht kein Zweifel, dass die von dem deutschen Politologen Nikolai Huke verfasste Arbeit über die Krisenproteste in Spanien zu den besten Studien gehört, die in deutscher Sprache zu diesem Thema vorliegen. Das Buch ist uneingeschränkt zu empfehlen, und zwar sowohl jenen, die sich wissenschaftlich mit der Bewegung der Indignados [„Empörten“], dem gewaltfreien Widerstand gegen Zwangsräumungen in Spanien oder neuen Parteien wie Podemos oder Barcelona en Comú [„Barcelona gemeinsam“] beschäftigen wollen, als auch jenen, die ihren Blick aus politischen Gründen auf Spanien richten. Denn Huke gelingt in seinem Buch ein Kunststück, an dem sich schon andere Autorinnen und Autoren versucht haben, das aber nur wenige von ihnen zu einem guten Abschluss hatten bringen können: nämlich, wertvolle Inspiration für den sozialen und politischen Widerstand gegen neoliberalen Totalitarismus und repressive Konsumgesellschaft zu sein, ohne an wissenschaftlichem Wert zu verlieren. Dabei scheint Huke selbst die politischen Ergebnisse seiner Forschungen eher skeptisch zu bewerten. Er spricht vom „erfolgreichen Scheitern (u.a. S. 6) der von ihm studierten Bewegungen und Parteien. Man würde ihm sicherlich nicht unrecht tun, wenn man hinter dieser Formulierung ein Echo der berühmten Verse Samuel Becketts vernähme, die die Absurdität menschlichen Strebens meisterlich in Worte fassen: „Try/ and fail./ No matter./ Try again./ Fail again./ Fail better“ [„Versuch’s / und scheitere./ Es macht nichts./ Versuch’s nochmal./ Scheitere nochmal./ Scheitere besser“]. Aber so schwarz muss man die Lage gar nicht sehen. Nach ihren Maximalforderungen und hohen Erwartungen bewertet, bieten die sozialen Widerstands- und Protestbewegungen in Spanien zwar tatsächlich ein Panorama des Scheiterns. Dies gilt sowohl für ihre Arbeit an der Basis als auch an der Wahlurne. Man wird zum Beispiel erst abwarten müssen, wie die politische Karriere von Ada Colau, der ehemaligen Sprecherin der Plataforma de Afectados por la Hipoteca [„Plattform der Hypothekengebetroffenen“] (PAH), sich weiter entwickeln wird: Sie ist

seit Mai 2015 Bürgermeisterin von Barcelona. Der Guardian brachte im Mai 2016 einen umfangreichen und informierten Artikel von Dan Hancox heraus mit dem Titel: „Ist dies die radikalste Bürgermeisterin der Welt?“. Gegenwärtig sieht es allerdings so aus, als würde Colau sich an der versteinerten Blockadehaltung ihrer politischen Gegner die Zähne ausbeißten und gleichzeitig von der über großen Erwartungslast ihrer Unterstützerinnen und Unterstützer erdrückt werden. Betrachtet man allerdings die konkreten Veränderungen in der spanischen Gesellschaft und Politik im Alltäglichen und Kleinen, so sind viele Erfolge der Krisenproteste beeindruckend und durchaus dazu angeht, Hoffnung zu wecken. Íñigo Errejón, gemeinsam mit Pablo Iglesias ideologischer Kopf der (äußerst problematischen) Partei Podemos, die bei den vorletzten Nationalwahlen zur drittstärksten Kraft wurde, dachte zum Beispiel jüngst in einem Gespräch mit der Politologin Chantal Mouffe laut darüber nach, dass es die (Re)Politisierung der spanischen Gesellschaft durch die Indignados gewesen sei, die verhindert habe, dass sich auch in Spanien rechtspopulistische bis rechtsextreme Parteien wie der Front National oder die Alternative für Deutschland (AfD) hätten breit machen können. Man könnte zwar genauso gut sagen, dass der rechte bis rechtsextreme Rand in Spanien von Alters her von der konservativen Volkspartei Partido Popular (PP) aufgenommen wird, aber der Gedanke ist trotzdem reizvoll: Denn es mag ja tatsächlich so sein, dass in Spanien der Zorn über die neoliberalen Verwüstungen durch die Form der sozialen Proteste seit 2011 eher den Weg nach links als nach rechts genommen hat.

Kapitel I

Nach einer wohltuend knappen und auch für fachliche Laien verständlichen Einleitung unterteilt Huke seine Studie in vier große Kapitel, in denen er jeweils eines der politischen und sozialen Kampffelder der spanischen Krisenproteste behandelt. Im ersten Kapitel widmet er sich der eigentlichen Initialzündung: der (relativ) spontanen Besetzung der Puerta del Sol in Madrid am 15. Mai 2011, einem Datum, dass in Spanien seither nur unter der Chiffre „15M“ bekannt ist. Schon hier wird die vielleicht größte Stärke an Hukes Arbeit deutlich: ihr ruhiges, differenziertes und kritisches Urteil. 15M, inspiriert durch die Platzbesetzungen des sogenannten Arabischen Frühlings, wuchs sich innerhalb kürzester Zeit zu einer Massenbewegung aus, die auf andere Städte übersprang. Die Besetzerinnen und Besetzer experimentierten mit neuen Formen des Miteinanders, des Protestes und der Demokratie und brachten am Ende, legt man großzügige Schätzungen zu Grunde, über eine Millionen Menschen auf die Straße. Huke lässt keinen Zweifel daran, dass ohne die Erschütterungen des 15M die anschließende, breite und vielfältige soziale und politische Mobilisierung in Spanien nicht denkbar gewesen wäre. Die Öffnung des sozialen Raumes für jene, die das Regime übergangen und zu Boden getrampt hatte, sei eine wichtige Leistung dieser Bewegung gewesen. Dennoch macht er auch

auf die Probleme aufmerksam: Denn im Grunde sei 15M über den bloßen Protest nie hinausgekommen. Konkrete Praktiken des Widerstands gegen etablierte soziale und politische Abläufe wurden, abgesehen von den Platzbesetzungen, kaum entwickelt. Darüber hinaus sei es in der Bewegung praktisch nie zu wirklichen Berührungen mit migrantischen Organisationen, Arbeiterschaft oder der Subalterne gekommen – sieht man einmal davon ab, dass die Platzbesetzung in Madrid unter anderem deswegen abgebrochen wurde, weil sich am Ende, so ein Aktivist, das ganze obdachlose „Gesinde von Madrid“ (S.16) dort herumgetrieben habe. 15M war letztlich ein Protest der weißen, akademischen Mittelschicht. Die mangelnde Perspektive konkreten Widerstands führte dazu, dass selbst die zahlenmäßige Stärke der Bewegung (über ihre symbolische Bedeutung hinaus) nie zu einem entscheidenden Machtfaktor wurde. Salopp ausgedrückt lautete die Frage: Was nützt eine massenhafte Beteiligung, wenn man nicht weiß, was man mit ihr anfangen soll? In gewisser Weise blieb 15M, bei allen Verdiensten um die Politisierung und Öffnung des öffentlichen Raumes, ein zahloser Tiger. Freilich ein Tiger, der plötzlich Mitten in Madrid erschien und die scheinbar unerschütterliche Herrschaft der Zustände anfauchte. Julio Cortázar hätte seine Freude gehabt.

Kapitel II

Bei der Bewegung, der Huke sein zweites Kapitel widmet, sah die Situation von Anfang an ganz anders aus: Die Arbeit der Plattform der Hypothekengebetroffenen (PAH) ist geradezu eine Blaupause dafür, wie man effizienten gewaltfreien Widerstand organisieren sollte. Ihr Kampf richtete sich gegen das absurde spanische Hypothekenrecht, bei dem eine Hypothek nicht (wie in Deutschland) als abbezahlt gilt, wenn die entsprechende Liegenschaft verkauft oder zwangsversteigert worden ist. In der Krise nahm dieses (Un)Recht im wahrsten Sinne des Wortes mörderische Züge an: Die Aussicht auf eine womöglich lebenslange Verschuldung und ähnliches dafür sorgen, dass sie ihre Posten nicht missbrauchen können. Die PAH bietet ein anschauliches Beispiel dafür, dass so etwas möglich ist – zumindest bis zu Colaus Bürgermeisterkandidatur für Barcelona en Comú.

Ihre strikte Gewaltfreiheit, und dass sie den Opfern der Krise wirklich helfen konnte, taten ein Übriges. Darüber hinaus waren es von Anfang an vor allem von der Krise betroffene Migrantinnen und Migranten aus Lateinamerika (namentlich Ecuador), die zum aktiven Kern der Bewegung gehörten. Die PAH verband äußerst effektiv politische Öffentlichkeitsarbeit und soziotherapeutische Maßnahmen zum Wohle der Betroffenen mit entschlossenem, auch illegalem zivilen Widerstand. Insbesondere Frauen spielten (und spielen) in der PAH eine wichtige Rolle. Nicht umsonst war die kämpferische Ada Colau jahrelang das öffentliche Gesicht der Bewegung. Ihr Auftritt bei einer Anhörung im spanischen Parlament, bei der sie einen als Experten geladenen Bankenvertreter vor laufender Kamera einen „Verbrecher“ nannte, der auch „so behandelt werden“ solle, gehört zu den medialen Höhepunkten der Kampagne. Gerade an der Person Colau lässt sich darüber hinaus erkennen, dass die Rotation verantwortlicher Posten eine soziale Bewegung auch ihrer Stärken berauben kann. Colau hatte – und hat – ein bemerkenswertes rhetorisches Talent, das sie in einer fast ausschließlich auf Einzelpersonen ausgerichteten Medienwelt erfolgreich einsetzte. Ein solches Kommunikations-talent der Rotation zu opfern wäre fast schon fahrlässig gewesen. So wie die Zapatistische Bewegung ohne ihren literarisch begabten ehemaligen Sprecher Subcomandante Marcos wohl niemals weltweite Aufmerksamkeit erregt hätte, und ohne José Bové die Confédération Paysanne vermutlich noch immer eine kämpferische, aber unbekannte Bauerngewerkschaft in Frankreich wäre, verhalf Colau der PAH durch ihre vielfältigen Talente zu großer öffentlicher Wirksamkeit. Soziale Bewegungen müssen die unterschiedlichen Talente ihrer Mitglieder nutzen, und gleichzeitig durch die Struktur der Mandatsvergabe, Rechenschaftspflichten und ähnliches dafür sorgen, dass sie ihre Posten nicht missbrauchen können. Die PAH bietet ein anschauliches Beispiel dafür, dass so etwas möglich ist – zumindest bis zu Colaus Bürgermeisterkandidatur für Barcelona en Comú.

Kapitel III und IV

Im dritten Kapitel widmet sich Huke den Protesten im Bildungs- und Gesundheitssektor, der sogenannten marea verde [„grüne Flut“] und der marea blanca [„weiße Flut“], und im vierten schließlich den neuen linken (sogenannten) „Protestparteien“, die vor allem in den deutschen Medien die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Hier wird Hukes nüchterne, unvoreingenommene und sachlich-kritische Analyse endgültig wertvoll. Die zum Teil beträchtlichen Unterschiede zwischen den Parteien verdeutlicht er ebenso wie die Fallstricke einer Politik, die sich auf die Integration in staatliche Institutionen einlässt. Insbesondere Podemos, die in Deutschland vielleicht bekannteste der Parteien, die (direkt oder indirekt) aus den Protesten des 15M hervorgegangen sind, erweist sich bei näherem Hinsehen als eine bedenkliche Mischung aus Autoritarismus, politischer Unpräzision, Marketingstrategien und gefälliger

akademischer Rhetorik [Siehe dazu: Partei, du rosa Luftballon, Artikel von Joseph Steinbeiß, in: GWR 411, September 2016, S. 22 f.]. Tatsächlich hat die Partei inzwischen unter der (recht herrschsüchtigen) Führung ihres Gründers Pablo Iglesias und orientiert an autoritär-populistischen Regimes in Lateinamerika (wie beispielsweise dem des verstorbenen Hugo Chávez, den Iglesias als Politikberater begleitete), praktisch alle Verbindungen zu den außerparlamentarischen Bewegungen gekappt. Allenfalls als „Zuarbeiter“ sollen sie noch Einfluss haben dürfen. Während 15M die Strukturen der repräsentativen Demokratie grundsätzlich in Frage stellte, nach Alternativen suchte und diese zum Teil auch zu realisieren versuchte, hat Podemos das politische Stellvertretertum als Strategie des Machtgewinns in Spanien wieder hoffähig gemacht. Huke macht überzeugend deutlich, dass es angesichts der gelegentlichen Skrupellosigkeit und absichts-vollen politischen Konturlosigkeit der Partei nicht überraschend sei, dass die (ebenfalls neue) liberal-konservative Partei Ciudadanos ihr mittlerweile den Rang abgelaufen hat. Podemos, darauf bedacht, auch den rechten Rand ins Boot zu holen, hat sich, schlicht und ergreifend, von rechts überholen lassen.

Fazit

Hukes materialreiche, auf Presse, Forschung und persönliche Interviews mit Aktivistinnen und Aktivistinnen der unterschiedlichen Bewegungen gestützte Studie verdeutlicht, über ihren Informationsgehalt hinaus, wichtige Aspekte des sozialen Protests, die für die politische Praxis hierzulande inspirierend sind. So wird deutlich, dass Widerstandsformen abhängig sind von lokalen, regionalen und nationalen Gegebenheiten. Sie sind nicht ohne weiteres in andere soziale Räume verpflanzbar. Sollen sie wirksam werden, müssen sie sich an diesen Gegebenheiten orientieren. Desweiteren erweist sich, dass Theorie und Organisation der erfolgreichsten Widerstandsbewegungen in Spanien keineswegs, wie etwa im Fall von Podemos, bereits von vorne herein feststanden und nur noch (womöglich dogmatisch) um- bzw. durchgesetzt werden mussten. Sie entwickelten sich, in einem Prozess des Trial-and-error, im Gegenteil erst allmählich in der politischen Praxis. Und schließlich verdeutlicht Hukes Studie, dass die Nähe zu „konkret alltäglichen Erfahrungen“ einer möglichst großen Zahl von Menschen über Erfolg oder Misserfolg jeder sozialen Bewegung wesentlich mitentscheidet. Anders ausgedrückt: Die grundsätzliche Kritik an der repräsentativen Demokratie in neoliberalen Zeiten durch 15M war für viele von der Krise existentiell Bedrohte weit weniger wichtig als die Aussicht, mit Hilfe der PAH wieder ein Dach über dem Kopf zu haben. Die Wiedergewinnung der „Handlungsmacht im Alltag“ nennt Huke denn auch konsequenterweise eine der wichtigsten Leistungen der Krisenproteste. Seine Analyse ist sowohl desillusionierend als auch hoffnungsvoll. Vor allem aber ist sie informativ, genau, kritisch, anregend und inspirierend. Man kann ihren Verfasser nur beglückwünschen.

Martin Baxmeyer

Unterstützt die Selbstverwaltung der Zapatistas und des CRIC!

Solidarischer Handel mit Kaffee & Tee von zapatistischen Kooperativen und vom CRIC/Kolumbien



NEU!
Handwerkliche, kollektive
Trommelröstung

Kaffee Kollektiv
Aroma Zapatista

Am Veringhof 11
21107 Hamburg
Tel: 040 - 28780015

Infos und Online-Shop:

www.aroma-zapatista.de

kaffeekollektiv@aroma-zapatista.de

Anarchistische Piratenutopien

Piratengeschichten sind auch nicht mehr das, was sie einmal waren. Insbesondere wenn man weiß, dass der sogenannte Jolly Roger, also eine „schwarze Flagge mit weißem Totenkopf und gekreuzten Knochen“ wahrscheinlich „eine spätere Erfindung der Populärkultur“ ist. (S. 118). Die Geschichte um die Piratengemeinschaft von Kapitän Misson fällt dabei sowieso schon aus dem Rahmen, da diese „eine weiße Flagge mit der Göttin der Freiheit, Libertas, darauf“ (S. 26) für sich als Symbol gewählt hat.

Bei Kapitän Misson und seinem engsten Vertrauten Caraccioli fällt zunächst deren für damalige Verhältnisse absolut ungewöhnliche Haltung auf. Denn die Geschichte, die in den beiden Libertalia-Kapiteln im zweiten Band der „Allgemeinen Geschichte der Piraten“ von 1728 über sie erzählt wird, ist an sich eher trivial. Beide ergreifen gemeinsam die Gelegenheit, ein Schiff zu übernehmen, und segeln plündernd und raubend durch die Weltmeere, bis sie sich im nördlichen Teil von Madagaskar mit Gleichgesinnten niederlassen und ihre Piratenrepublik Libertalia gründen. Diese wird später von Einheimischen zerstört. Dabei kommt Caraccioli ums Leben, Misson stirbt kurze Zeit darauf beim Untergang seines Schiffes.

Zu dieser Haltung gehört die anständige Behandlung von Gefangenen („ihre Gefangenen sollten sie so behandeln, wie sie selbst behandelt werden wollten“, S. 17), die Verteidigung bzw. Wiederherstellung der Menschenwürde („indem sie Seeleute [also gerade Gefangene] ohne oder mit entwürdigender Bekleidung als Erstes aus gemeinschaftlichem Besitz neu einkleiden“, S. 198). Außerdem gleiche Rechte für alle und Gütergemeinschaft („dass alles allen gehören und die Habgier eines Einzelnen nicht das Eigentum aller verletzen sollte“, S. 26), das Freiwilligkeitsprinzip (Gefangene wurde das Angebot gemacht, anzuheuern, und sie, aber auch

alle anderen Männer der Piratengemeinschaft, hatten das Recht, das Schiff zu verlassen und sich auszahlen zu lassen), gegen Sklaverei („dass es [...] nie geziemlich sein könne, die eigene Art für Geld zu handeln, und dass kein Mensch Macht über die Freiheit eines anderen habe“, S. 39), die Ablehnung der Todesstrafe („dass es zu seinen [Missions] Glaubensgrundsätzen gehöre, dass niemand außer Gott allein, da er es schenke, Macht über das Leben eines anderen habe“, S. 78) sowie die Ablehnung von Religion („eine Fessel für den Geist der Schwachen“, S. 12).

All das basiert auf der Grundannahme, „dass jeder Mensch frei geboren sei und auf die Dinge, die er zum Leben brauche, ebenso viel Recht habe wie auf die Luft zum Atmen“. (S. 20) Das ist auch die Legitimation dafür, „rechtmäßig der ganzen Welt den Krieg [zu] erklären, weil sie ihn [Misson bzw. den Menschen ganz allgemein] der Freiheit beraubt habe, auf die er nach dem Naturgesetz ein Anrecht habe.“ (S. 23) Diese Haltung prägt auch ihr ganzes Selbstverständnis: „Sie seien keine Piraten, sondern Männer, entschlossen, die Freiheit zu behaupten, die Gott und die Natur ihnen geschenkt hätten; sie würden sich keinen anderen Regeln unterwerfen als denen, die für das Wohlergehen aller nötig seien. Gehorsam gegenüber Vorgesetzten sei nötig, wenn diese die Pflichten ihres Amtes kennen und danach handeln.“ (S. 24) Dabei gebärden sie sich als Sozialrebell, die „Krieg mit den Unterdrückten führe[n] und nicht mit den Unterdrückten.“ (S. 70)

Die Piratengemeinschaft von Kapitän Misson, aber auch die anderer Piraten, gaben sich sogenannte Piratensatzungen, von denen im Buch vier beispielhaft abgedruckt worden sind. Diese zeugen davon, dass sich diese Piratengemeinschaften selbstgewählte Regeln gaben. „Die Piratensatzungen nun wurden zu den ersten in die Praxis umgesetzten Vertragstheorien gezählt [...] die eine Selbstverwaltung

nach selbstgegebenen Gesetzen proklamierten.“ (S. 132) Aber was den Grad an gelebter Freiheit betrifft, ragt Libertalia heraus: „So praktizierten sie eine radikalere Demokratie, als es hundert Jahre später die Französische Revolution oder gar die Amerikanische fordern sollte [...] Libertalia ragt aus der Zeit und bricht ihre Konventionen an der Schwelle vom 17. zum 18. Jahrhundert.“ (S. 122) Da die Piratenrepublik Libertalia im Verhältnis zu einem einzelnen Piratenschiff relativ groß geworden war, wurde das bisherige demokratische Verfahren („die direkte Demokratie der Piratensatzungen“, S. 121) zu einer repräsentativen Demokratie als selbstgewählte Regierungsform weiter ausgebaut. Motivation hierfür: „Denn wenn es keine verlässlichen Gesetze gebe, würden die Schwächsten immer zu leiden haben [und:] Die Leidenschaften der Menschen machten sie für die Gerechtigkeit blind und ließen sie stets ihre eigenen Interessen in den Vordergrund stellen.“ (S. 80) Aber ein wesentliches Prinzip blieb dabei: Keine Unterordnung unter andere Regierungen!

„wenn man aufhörte, uns als anrühliche Piraten zu beschimpfen [...] Aber es ist ein lächerlicher Gedanke, dass wir uns noch größeren Schurken, als wir es selber sind, unterordnen werden.“ (S. 84)

In „Kommentar und Anmerkungen zu Libertalia“ heißt der letzte Abschnitt „Piraten als Anarchisten mit Verfassung“ (S. 180). Das klingt wie ein Widerspruch in sich, ein Anachronismus. Und so heißt es auch deshalb: „Eine repräsentative Demokratie wie in Libertalia wird von den meisten Anarchisten abgelehnt, wie alle Formen der Vertragstheorien. Formen direkter Demokratie wie in den Piratensatzungen dagegen stehen hoch im Kurs.“ (S. 176-177) Aber letztendlich geht es doch darum, für sich als Mensch oder als Gemeinschaft, einen Weg in die Freiheit zu finden.

Mehrfach habe ich beim Lesen des Buches den Eindruck gehabt, dass manches, was sich auf einem Piratenschiff oder in der Piratenrepublik Libertalia im Kleinen abgespielt hat, sich auf unsere heutige Situation im Großen übertragen lässt.

„Dabei waren die Mannschaften der Piratenschiffe bunt zusammengewürfelt [...] So globalisiert wie dieser buntscheckige Haufen erscheint uns erst die Gegenwart“ (S. 113-114). Mit dieser Kombination aus Gleichheit und Freiheit gelang es, zumindest auf den Piratenschiffen von Kapitän Misson, ein halbwegs friedliches Miteinander untereinander zu erreichen.

Und das in Form direkter bzw. radikaler Demokratie. Denn: „Die Piraten dagegen konnten sich bei ihrem Geschäftsmodell nicht auf staatliche Gesetze und Gewalt verlassen. Unter diesen Umständen, so die libertäre These Leesons, war die Demokratie für sie die beste Organisationsform.“ (S. 181-182)

Bezüglich dem Umgang mit Gefangenen in Libertalia heißt es an einer Stelle: „den Gefangenen wurde bei Todesstrafe [Anm. d. GWR-Säzgers: Ein Widerspruch zur obigen Behauptung, die Todesstrafe werde von den Piraten abgelehnt. Was denn nun?] verboten, die ihnen genannten Grenzen zu überschreiten, damit sie nicht ihre eigene Stärke entdeckten und revoltierten.“ (S. 68) Bezogen auf die heutige Zeit könnte das doch heißen: Das System bzw. die Mächtigen versuchen insbesondere durch die Massenmedien zu verhindern, dass das Volk hinter die Kulissen schaut, dass es sich seiner eigenen Stärke bewusst wird.

Das Buch „Libertalia“ ist deshalb heute noch lesenswert, um auszuloten, was sich davon, von seinen Inhalten – als politischer Gegenentwurf – für unsere heutige Situation sinnvoll einsetzen lässt. Deswegen sind auch offene Fragen, die im Kommentar diskutiert werden, eigentlich zweitrangig. Es ist bei diesen zwei Libertalia-Kapiteln nämlich nicht eindeutig geklärt (und

wird es wohl auch nie werden), ob es sich um eine Utopie oder um eine wirkliche Begebenheit handelt. Auch ob der Autor ein gewisser Captain Charles Johnson gewesen ist, oder ob Daniel Defoe unter diesem Pseudonym diese Texte veröffentlicht hat, ist umstritten. Verwirrend ist auch, dass in der weiterführenden Literatur unterschiedliche Schreibweisen verwendet werden. Also: Libertalia oder Libertatia; Kapitän bzw. Captain Mission oder Misson?

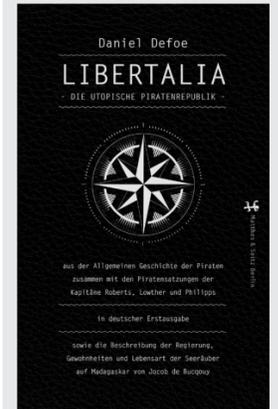
Tatsache ist dagegen, dass dieser utopische Stoff Freidenker wie William S. Burroughs und Peter Lamborn Wilson aka Hakim Bey stark beeinflusst hat. Bei Burroughs zeigt sich dies insbesondere im Vorspann zu „Die Städte der Roten Nacht“, sowie in seinem späteren Buch „Ghost of Chance“, das von den Lemuren auf Madagaskar handelt. Die Bücher von Peter Lamborn Wilson bezüglich Piraten: Hakim Bey, „T.A.Z. Die Temporäre Autonome Zone“; Peter Lamborn Wilson, „Piraten Anarchisten Utopisten. Mit ihnen ist kein Staat zu machen“. Bezogen auf die T.A.Z. heißt es im Kommentar: „Libertalia ist für ihn [Bey] das Vorbild für eine zu schaffende anarchistisch befreite Zone innerhalb eines [...] den Globus umspannenden Informationsnetzwerks von Piratenutopien.“ (S. 170)

In den Erläuterungen kann man folgenden bemerkenswerten Satz finden: „Die Bezeichnungen Türken, ‚Mohammedaner‘ [...] werden vom Autor dem zeitgenössischen Gebrauch entsprechend synonym und abwertend gebraucht. Sie stehen für ‚die mohammedanische Bedrohung des christlichen Abendlandes‘“ (S. 191). Demgegenüber steht PEGIDA für „Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes“. Die frappante Ähnlichkeit dieser beiden Begrifflichkeiten zeigt doch, dass sich viele Menschen in Europa im 21. Jahrhundert gegenüber denen im 17. & 18. Jahrhundert nicht wirklich weiterentwickelt haben!

Peter Oehler



Daniel Defoe: Libertalia: Die utopische Piratenrepublik, Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2015, 240 Seiten, 22,90 Euro, ISBN 9783957570000



seite 7

Ne znam! Nr. 3, herausgegeben von Philippe Kellermann, Verlag Edition AV, Lich 2016, 178 S., 12 Euro, ISBN 9783868411614

Ne znam! #3

Das Erscheinen der dritten Ausgabe von „Ne znam. Zeitschrift für Anarchismusforschung“ beweist, dass es sowohl Bedarf an einer solchen Zeitschrift in Deutschland gibt als auch dass der Herausgeber Philippe Kellermann die Ausdauer besitzt, dies umzusetzen. Nach wie vor wird die Zeitschrift nur von ihm herausgegeben und nicht von einem Kollektiv, wie es sich für ein solches Projekt anbieten würde. Bezüglich der Beiträge lässt sich ebenfalls eine Kontinuität erkennen – Andreas Löhner, Andreas Förster, Wolfgang Eckhardt, Findus und Wolfgang Reinhard, die auch an den letzten Ausgaben mitgearbeitet haben. Sein eigenes Vorwort fällt wie in den vergangenen Ausgaben etwas lapidar aus. „Wer sich jedenfalls fragt, was die „Ne znam“ eigentlich soll – und mit ihr bezweckt wird, dem sei gesagt: Garnichts!“ (S. 1).

Im Gegensatz zu den vorherigen Ausgaben lässt sich bei dieser Ausgabe ein Schwerpunkt im Bereich der Auseinandersetzung mit dem spanischen Anarchismus bzw. dem sehr eng geschichtlich mit ihm verknüpften Anarchosyndikalismus erkennen. So beschäftigen sich die Beiträge von Walther L. Bernecker („Anarchistische Gewaltformen im Spanien des 19. Jahrhunderts“) und von Lily Litvak („Die Kultur des spanischen Anarchismus“) mit erstgenannten Thema während Hartmut Rübners Text „Solidargemeinschaften in gefährlichen Zeiten“ sowie das historische Dokument, ein Text von Victor „Le Rétif“ Serge („Unser Antisyndikalismus“) sich in letzteres einordnen lassen.

Drei weitere Beiträge beschäftigen sich mit dem internationalen Kampf gegen anarchistischen Terrorismus zwischen 1878-1934 (Richard Bach Jensen), Anarchismus Wagners (Olaf Briese) sowie mit dem Verhältnis von Posthumanismus und Anarchismus (Simon Schupp). Abgerundet wird die Ausgabe mit fünf Rezensionen – u.a. von englisch- und französischsprachigen Veröffentlichungen. (Hierbei muss sich der Herausgeber die Frage stellen, ob es Sinn macht, fremdsprachige Bücher zu rezensieren, die in Deutschland nicht oder nur sehr schwer zugänglich sind.) Unter den besprochenen Büchern findet sich auch eine Rezension zu einem vom Philippe Kellermann herausgegebenen Band.

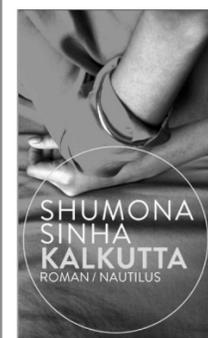
Auffällig ist auch in dieser Ausgabe, dass etwa die Hälfte der Bei-

träge bereits publiziert wurden, im Netz freizugänglich sind und lediglich – wenn auch in deutscher Übersetzung – hier nachgedruckt wurden. Dies betrifft die Beiträge von Richard Bach Jensen, Lily Litvak, die Anmerkungen zum historischen Dokument sowie eine Rezension. Der Text von Hartmut Rübner ist ebenfalls nur eine gekürzte Fassung eines, gemeinsam mit Dieter Nelles verfassten Beitrages für das Journal „Moving the Social“. Für eine Zeitschrift für Anarchismusforschung würde ich mir persönlich mehr exklusive Beiträge wünschen. Das Potential sehe ich persönlich in der deutschsprachigen A-Landschaft auch gegeben.

Bezüglich der Qualität der Beiträge kann man natürlich nicht meckern – Autor*innen wie Walther L. Bernecker, Lily Litvak oder Hartmut Rübner sind wissenschaftliche Koryphäen in ihrem jeweiligen Bereich. Der Beitrag von Olaf Briese weist dagegen in Bezug auf die Proudhonrezeption Wagners einige blinde Flecken auf und verbleibt damit leider partiell hinter dem aktuellem Forschungsstand zu Wagner zurück.

Der Eindruck der Ausgabe ist durchwachsen. Ich denke, dass die Zeitschrift ihrem Anspruch, den sie entgegen den Vorworten von Philippe Kellermann mit ihrem Untertitel „Zeitschrift für Anarchismusforschung“ zum Ausdruck bringt – nach wie vor nur bedingt erfüllt. Manchmal hatte ich bei der Lektüre den Eindruck, dass die Zeitschrift weder Fisch noch Fleisch ist. Es würde sich anbieten, ein Periodikum mit eigenen Exklusivbeiträgen zu publizieren oder lediglich Übersetzungen zu bringen. Die vorliegende Mischung durchkreuzt beides, aber nicht in Bezug auf eine sinnvolle Symbiose beider Konzepte. Die Themenwahl ist bunt durchmischt und der bekannte rote Faden lässt sich nur schwer erkennen. Die Beiträge sind von Interesse, aber wenn ich sie bei Bedarf zum großen Teil in der Originalfassung ohnehin im Internet finde, benötige ich nicht unbedingt eine Publikation wie „Ne znam!“. Die Zeitschrift hat sicherlich Potentiale, aber diese werden nicht ausgeschöpft. Sie können bei einem halbjährlichen Erscheinungsturnus von einem Einzelherausgeber auch gar nicht adäquat umgesetzt werden.

Maurice Schuhmann



Shumona Sinha · KALKUTTA · Roman Gebunden mit SU · 192 Seiten · € 19,90

Nach dem großen Erfolg von *Erschlagt die Armen* (Internationaler Literaturpreis 2016): der neue preisgekrönte Roman von Shumona Sinha

In ihrem Roman *Kalkutta* erzählt Shumona Sinha in unnachahmlich poetischer Sprache von einer verlorenen Kindheit in Indien, zwischen gestern und heute, zwischen Familien- und der politischen Geschichte – von der britischen Kolonialzeit bis zur jahrzehntelangen kommunistischen Regierung seit den späten 1970er Jahren.

Ingvar Ambjørnsen · AUS DEM FEUER · Roman Gebunden mit Schutzumschlag · 320 Seiten · € 22,00

Eine Persiflage auf den Literaturbetrieb von dostojewkihafter Dimension!

Dieser Roman ist ein Wunder: Der norwegische Bestsellerautor Ingvar Ambjørnsen schreibt über Liebe, Schuld und Scham des norwegischen Bestsellerautors Alexander Irgens – eine schräge Satire auf den Literaturbetrieb, eine traurige Liebesgeschichte, lyrische Naturprosa – und das immer dunkler werdende Porträt eines Mannes, der sich tiefer und tiefer in seine Schuld verstrickt.



Edition Nautilus · Beweglich im Büchermeer! Mehr zum Programm unter www.edition-nautilus.de



Fritz Oerter: Texte gegen Krieg und Reaktion, Hg.: Helge Döhring, Verlag Edition AV, Lich 2015, 174 S., 16 Euro, ISBN 978-3-86841-116-4.

Peter Nowak (Hrsg.): Ein Streik steht, wenn mensch ihn selber macht. Arbeitskämpfe nach dem Ende der großen Fabriken, edition assemblage, Münster 2015, 112 S., ISBN 978-3-942885-78-2.

seite 8

Fritz Oerter: „In jeder Form ist Gewalt Unkultur.“

Fritz Oerter (1869-1935), Lithograph, Schriftsteller und Buchhändler aus Fürth, gehörte zum gewaltlos-anarchistischen Flügel des Anarchosyndikalismus und der FAUD der 1920er-Jahre. Davon zeugt eine eindrucksvolle Textsammlung, erschienen im Verlag Edition AV als Band 4 der Reihe „AnarchistInnen & SyndikalistInnen und der Erste Weltkrieg“. Im Band sind wichtige Texte Oerters aus den anarchistischen Zeitungen „Der freie Arbeiter“ und vor allem „Der Syndikalist“ versammelt, gruppiert in Kapitel „Grundsatztexte“, „Militarismus und Krieg“, „Ausblicke und Appelle“ und ein letztes Kapitel mit sehr interessanten Rezensionen, die zu Unrecht historisch oft vernachlässigt werden. Wie Rudolf Rocker sah Oerter den Anarchosyndikalismus hauptsächlich als Kulturbewegung, doch dezidiert als bei Rocker, der einen Gewaltvorbehalt vertrat, hieß es bei Oerter: „In jeder Form ist Gewalt Unkultur“ (S. 44). Über welche Themen Oerter auch schrieb, seien es freie Liebe, ökonomische Kampfmittel, Antimilitarismus oder Texte gegen den aufkommenden Antisemitismus und Faschismus, immer waren grundsätzliche Stellungnahmen pro Gewaltlosigkeit deutlich herauszulesen. Damit gehörte Oerter zu denjenigen gewaltlosen Anarchisten, die als prägende Bezugspersonen der heutigen Graswurzelrevolution und des gewaltfreien Anar-

chismus gelten können. Davon zeugt etwa der Wiederabdruck von Oerters Broschürentext „Gewalt oder Gewaltlosigkeit?“ (Wien 1920; nicht in diesem Band abgedruckt) nach einem internen Richtungsstreit in der programmatischen Graswurzelrevolution Nr. 125 vom September 1988. Ein Text Oerters, „Gewalt und Gewaltlosigkeit“, findet sich im „Syndikalist“ 30/1920 (ebenfalls hier nicht abgedruckt). Bereits im Oktober 1977 erschien als Beilage zu GWR 32 die Anarchismus-Information Nr. 3 „Anarchosyndikalismus und Gewaltlosigkeit“, in der es etwa heißt: „Zweifellos der bedeutendste Theoretiker der Gewaltlosigkeit unter den deutschen Anarchosyndikalisten ist Fritz Oerter. Heute kennt kaum noch jemand seinen Namen...“ Es werden dann Oerters Beiträge zur Diskussion ziemlich ausführlich dargestellt. Leider fehlen gerade diese Texte zur revolutionären Gewaltlosigkeit im vorliegenden Band und leider ist das auch kein Zufall. Besonders beeindruckt war ich gleichwohl von Oerters Syndikalist-Artikel „Die Kulturideale des Syndikalismus“ aus dem Jahr 1921, worin es u.a. heißt, der Syndikalismus sei gerade deshalb revolutionär, weil er das Ziel der Herrschaftslosigkeit „nicht wie die Revolutionäre anderer Art mit den veralteten Mitteln und Methoden der bisherigen Machthaber, sondern mit den revolutionären Kampf-

mitteln der direkten, wirtschaftlichen Aktion zu erringen strebt“ (S. 49). Oerter kritisierte die marxistischen Parteien in der unmittelbaren Nachkriegszeit mit der Frage: „Vertrauen sie nicht auch alle noch auf die Gewalt der Waffen, auf dieselbe Gewalt, auf welche sich die Bürgerlichen ebenfalls stützen?“ (S. 57) Und weiter: „Was können wir tun, um die Gewalt zu beseitigen oder unwirksam zu machen? Ebenfalls Gewalt üben? Ich sage nein. Die Gewalt wird nie dadurch abgeschafft, dass man sie wieder durch Gewalt bekämpft. (...) Der Gewalt wohnt stets die Tendenz inne, selbst Ziel zu werden und an die Stelle einer zertrümmerten Zentralisation eine neue Herrschaft zu setzen. Aber hat denn die Arbeiterschaft nicht andere, viel schärfere Mittel, die Gewalt zu beseitigen? Wer stellt denn immer noch Waffen und Munition her (...)? Und wahrlich, derjenige zeigt größeren Mut, der jede direkte und indirekte Unterstützung der Gewalt verweigert, als derjenige, der sie durch seine Arbeit unterstützt oder selbst in momentaner Erregung zur Waffe greift. (...) Gewalt wird bei einem Generalstreik umso weniger gebraucht werden, als der Wille vorhanden ist, sie um jeden Preis zu vermeiden“ (S. 61f.). Hier wird der gewaltfreie Anarchismus als Radikalisierung des herkömmlichen gewaltsamen Anarchismus klar herausgearbeitet. Solche

wie selbstverständlich vorgetragenen Passagen weckten in mir als jungem Aktivistin meine Begeisterung und verursachten eine gewaltfrei-anarchistische Prägung. Oerter war denn auch, so weiß selbst die Wiki-Seite der Stadt Fürth, „Verfechter der Idee der Gewaltlosigkeit“. Eine solche, historisch richtige Charakterisierung wird man jedoch in der Einleitung und den editorischen Kommentaren von Helge Döhring in diesem Buch vergeblich suchen. Geradezu obsessiv, für jeden mit einer Mindestkenntnis der historischen Genese des gewaltfreien Anarchismus Vertrauten auf den ersten Blick erkennbar, sucht Döhring den Begriff gewaltloser Anarchist oder überhaupt „gewaltlos“ zu vermeiden. Höhepunkt dieses ideologischen Verzerrungsversuches ist der Kommentar Döhrings direkt nach dem hier zitierten Text Oerters: „Die von Oerter gemachten pazifistischen Aussagen fanden in der anarcho-syndikalistischen Arbeiterbewegung keinen Konsens [Wer hat das je behauptet?; d.A.], sondern starken Widerspruch“ (S. 63). Die Militanten der FAUD, die eine radikale Gewaltlosigkeit als Kampfmittel innerhalb der FAUD vertraten, nannten sich damals explizit „Gewaltlose“; der Begriff gewaltfreier Anarchismus, gewaltfreie direkte Aktion usw. tauchte erst nach 1945 im deutschen Sprachraum auf und verbreitete sich dann

immer mehr. Döhring spricht von Oerter jedoch nie als von einem Gewaltlosen oder gewaltlosen Anarchisten, sondern immer von „pazifistischen Aussagen“. Er integriert Oerter damit falsch in die historische Strömung des Pazifismus, die zu 90 Prozent nichts mit dem Anarchismus zu tun hatte, sondern naiv Staaten zu Friedensverhandlungen bewegen wollte. Nicht einmal den Begriff „anarchopazifistisch“ mag Döhring benutzen. Es ist eines selbst ernannten Historikers der Bewegung, der wissenschaftlichen Kriterien gerecht werden will, unwürdig, den zentralen Begriff des damaligen Selbstverständnisses der Militanten dieser Strömung auf groteske Weise zu vermeiden. Döhring stelle sich einmal vor, anarchistische HistorikerInnen würden AnarchosyndikalistInnen durchweg bloß als „Gewerkschafter“ oder ihre Aussagen als „gewerkschaftlich“ bezeichnen und damit etwa Fernand Pelloutier in eine historische Linie mit DGB-Vorsitzenden wie Sommer oder Hoffmann stellen. Ein empörter Aufschrei würde durch die Reihen anarchistischer HistorikerInnen gehen – und nun mag Döhring vielleicht eine Ahnung davon bekommen, warum ich empört bin. Aber was soll's: Die Oerter-Texte sind so stark, die widerstehen locker jedem ideologischen Verzerrungsversuch des Herausgebers.

Coastliner

Streik! Was für ein wunderbarer Tag

In den letzten Jahren hat sich eine lebhafte Diskussion über die Ausbreitung prekärer Arbeitsverhältnisse und die Notwendigkeit neuer Organisationsansätze und Instrumente des Arbeitskampfes entwickelt. Schließlich zeigt sich immer deutlicher, dass die großen Branchengewerkschaften nicht mehr in der Lage sind, auf die Probleme in weiten Bereichen

der heutigen Arbeitswelt adäquat zu reagieren. Der Berliner Journalist Peter Nowak legt mit dem vorliegenden Buch nun ein Sammelbändchen vor, das als Beitrag zu dieser Debatte aus aktivistischer Sicht gelten kann. Viele der hier versammelten Texte behandeln Beispiele aus Bereichen, die meist nicht mit Streiks in Verbindung gebracht werden. So geht es um Arbeitskämpfe von Sexarbeiterinnen, in einem Berliner Spätkauf, im Theater oder im Gefängnis.

Die Autoren und Autorinnen waren und sind zumeist selbst ProtagonistInnen dieser Kämpfe oder in Unterstützungssaktionen aktiv. Deutlich wird dabei die große Rolle, welche ein solidarisches Umfeld und die Auseinandersetzung in der Gesellschaft haben, um eine oft mangelhafte Produktionsmacht der Beschäftigten auszugleichen. Daher geht es im Buch auch um die Verbindung von Arbeitskämpfen und sozialen Bewegungen in der jüngsten Zeit. Bis auf einen Beitrag zu einem Solidaritätskomitee von Lesben und Schwulen für den britischen Bergarbeiterstreik 1984 und 1985 werden frische und teilweise noch laufende Auseinandersetzungen behandelt. Zu loben ist, dass die Beiträge sich nicht auf Deutschland beschränken, sondern sich, durch Beispiele aus Frankreich und Italien, in einen internationalen Kontext einordnen lassen. So geht Willi Hajek, im Rahmen eines Beitrages über ein europäisches Netzwerk von Basis- und alternativen Gewerkschaften, auf die französischen Basisgewerkschaften sud-solidaires und ihr Selbstverständnis eines „syndicalisme différent“ (S. 10) ein, welcher auch das Verhältnis zu den Konsumenten und Konsumentinnen reflektiert und diese

in die eigene Strategie mit einbezieht. „Der Typ Syndikalismus, den die Sud-Gewerkschaften repräsentieren, betrachtet umgekehrt die Gesellschaft als praktischen Zusammenhang der Menschen, in dem die Lohnabhängigen nicht nur Objekte, sondern zugleich tätige Subjekte, gesellschaftliche Produzent_innen sind und in dieser Eigenschaft das Kapitalverhältnis und die es schützende Politik als Hindernis, als ‚Ballast‘ erleben.“ (S. 10f.)

In diesem Zusammenhang wird auf eine Reihe von Arbeitskämpfen eingegangen, in denen sich die Arbeiter und Arbeiterinnen direkt an ihr gesellschaftliches Umfeld wandten. So etwa Arbeitsniederlegungen im Pariser Hotel- und Friseurgewerbe, bei einem Energieversorger, oder die jüngsten Kämpfe der „Intermittents du spectacle“, der französischen Kulturschaffenden, deren Schilderung den Prolog zu den jüngsten Auseinandersetzungen um die Reform des Arbeitsgesetzes bilden könnte: „die Intermittants sind praktisch seit 2003 ein aktiver Teil der rebellischen Lohnarbeit, der auch gerade durch seine Aktionsformen, durch seine Kultur der Versammlungen, durch sein öffentliches Auftreten ein wirklich sozialrevolutionäres Milieu geschaffen hat.“ (S. 22f.) Zwei Mitglieder von labournet.tv behandeln die Auseinandersetzungen in der italienischen Logistikbranche, wo seit 2008 zumeist migrantische Arbeitskräfte um Lohnerhöhungen und die Anerkennung der nationalen Tarifverträge in ihren Unternehmen kämpfen. In diesen Auseinandersetzungen spielen ebenfalls kleine lokal verankerte Basisgewerkschaften, wie die S.I. COBAS, eine große Rolle. Hinzu kommt die Unterstützung

durch die radikale Linke vor Ort, mit deren Hilfe eine Reihe von Streiks erfolgreich durchgeführt werden konnten. Die vielen Parallelen und Verbindungen zu den Beispielen aus Deutschland sind deutlich vorhanden. So bei den Auseinandersetzungen an der Berliner Universitätsklinik Charité um eine bessere Personalausstattung, wo die Beschäftigten unter dem Slogan „Mehr von uns ist besser für alle“ (S. 82) auch die Qualität der Gesundheitsversorgung für die Patienten und Patientinnen thematisieren. Aber auch bei den Auseinandersetzungen im Einzelhandel, bei H&M und bei Amazon, die von Solidaritätskreisen unterstützt werden, in denen sich vor allem die außerparlamentarische Linke einbringt. Ein Unterschied zu Frankreich und Italien ist dabei, dass in Deutschland diese Arbeitskämpfe mit ver.di von einer großen Branchengewerkschaft geführt werden, wobei auch Reibereien nicht ausbleiben. Abgeschlossen wird das Bändchen mit einem stark theoretischen Beitrag der Gruppe „Antifa Kritik und Klassenkampf“ aus Frankfurt am Main, in welchem diese ihr Engagement in oben genannten Soli-Kreisen mit der Absicht begründet, eine Verbindung von antikapitalistischer Perspektive und konkreten Einzelkämpfen herzustellen. Wenn auch aus einer anderen Position heraus und in einem deutlich didaktischeren Tonfall, zeigt die Begründung für diese Orientierung am Klassenkampf auch Ähnlichkeiten zum oben zitierten Selbstverständnis der französischen Basisgewerkschafter: „Wird in kollektiven Erfahrungs- und Reflexionsprozessen deutlich, dass die eigenen Bedürfnisse hier und heute nur befriedigt werden, sofern sie

sich der Wertvergesellschaft anpassen, vermitteln sich Bedürfnisse mit der kritischen Einsicht, dass eine gesellschaftliche Produktion, die auf die Bedürfnisbefriedigung und -entfaltung der Gesellschaftsmitglieder gerichtet ist, nur jenseits der kapitalistischen Klassengesellschaft zu haben ist“ (S. 105). Der Text endet mit einem Vorschlag zum Aufbau von Strukturen zur Herstellung von Solidarität zwischen Lohnabhängigen aus unterschiedlichen Branchen und gesellschaftlichen Bereichen. Darunter werden „Streikende, Betriebsgruppen, Arbeitsloseninitiativen, Repro-Arbeiter_innen oder Soli-Aktivist_innen“ (S. 107) verstanden, die sich „rund um die Orte, an denen Herrschaft und Ausbeutung sich alltäglich reproduzieren“ (S. 108) organisieren. Das lässt wiederum an ähnliche Experimente der jüngsten Zeit in Italien denken, nicht zuletzt an die lokalen Organisations- und Unterstützungsstrukturen für die Logistikarbeiter und -arbeiterinnen. Das Sammelbändchen ist sicher keine Fachliteratur. Eine ausführlichere Einleitung, die die vielen teils sehr unterschiedlichen Beiträge miteinander in Beziehung setzt und sie versucht mit gemeinsamen Thesen über die neuen Arbeitskämpfe zu unterfüttern, wird nicht geboten. Für Leserinnen und Leser aber, die sich über neuere und teils ungewöhnliche Auseinandersetzungen am Arbeitsplatz aus erster Hand informieren wollen, ebenso wie für solche, die in ähnliche Kämpfe verwickelt sind, ist es dennoch eine anregende Lektüre, die zudem handlich und auch für Menschen mit wenig Zeit zubereitet worden ist.

Dietmar Lange

Anzeige

GÃIDÃO

ZEITSCHRIFT DER ANARCHISTISCHEN FÖDERATION

Monatlicher Querschnitt aus anarchistischer Theorie und Praxis

Download oder Abo unter fda-ifa.org/gaidao

Bestandsaufnahme zum Neoanarchismus

Im Zuge der 68er Revolte und dem Aufkommen der Neuen Linken entstand auch innerhalb des anarchistischen Spektrums der „Neoanarchismus“ – als eine Form des Neuen Anarchismus. Dieser Neologismus ist allerdings im Gegensatz zum Begriff der Neuen Linken nur schwer zu definieren. Das zeigt sich auch in der beim Schmetterling Verlag neuauflagelegten Studie „Neoanarchismus in Deutschland. Geschichte, Bilanz und Perspektiven der antiautoritären Linken“ von Markus Henning und Rolf Raasch. Der Begriff „Neoanarchismus“ ist bei lediglich durch die zeitliche Ebene (nach 1968), der Offenheit gegenüber dem / herauskommen aus dem (kritischen) Marxismus (Herbert Marcuse, Frankfurter Schule) und der Psychoanalyse sowie einer stark subkulturellen Orientierung in Abgrenzung vom Altanarchismus zu bestimmen. Diese Abgrenzung wird in einem eigenen Unterkapitel dargestellt (S. 142-147). Dementsprechend wäre dieser Begriff kritisch zu hinterfragen und gegebenenfalls definitorisch zu schärfen. Dies ist allerdings nicht das Anliegen der beiden Autoren, die bereits 1990 ihre Diplomarbeit über das Thema geschrieben haben. Sie wollen „eine soziologische Bestandsaufnahme der Entwicklung vom Antiautoritarismus der ‘68er Bewegung’ hin zum Anarchismus.“ (S. 8). Dem hohen Anspruch werden Markus Henning und Rolf Raasch leider nicht gerecht, obwohl sie vom Background und auch vom Zu-

gang zur Literatur her für eine solche Untersuchung prädestiniert gewesen wären. Über eine weite Strecke wird die 68er Bewegung (SDS, Gruppe Spur, Situationisten, Provos) und Protagonisten und Vorläufer (Karl Korsch, Herbert Marcuse, Rudi Dutschke) dargestellt, wobei sich die Autoren an den obligatorischen Standardwerken über diese Bewegung orientieren (Tilman Fichter, Wolfgang Kraushaar, Siegfried Löffelholz). Sofern es möglich ist, verweisen sie auch auf eine Öffnung hin zum Anarchismus, wobei sie weitgehend auf bereits publizierte Erkenntnisse (z.B. Texte von Günter Bartsch und Hans Jürgen Degen) zurückgreifen. Sie stellen es zwar gut dar, aber es bietet für die KennerInnen der entsprechenden Sekundärliteratur nur wenig Neues. Von Relevanz erscheinen mir hier die Auseinandersetzung mit dem Anarchismuskonzept von Rudi Dutschke und Bernd Raab. Dieser erste Teil mündet in einer Bestandsaufnahme der in den 2010er Jahren existierenden Strömungen des Neoanarchismus, was leider dürftig ausfällt. Einer näheren Analyse wird der Anarchistische Arbeiterbund (AAB) unterzogen, in dem einer der beiden Autoren damals aktiv war. „Dieser nimmt auch dahingehend eine gewisse Sonderstellung ein, als Einzelfallbeschreibung neoanarchistischer Organisationsversuche und ihrer jeweiligen politischen Arbeit für uns kein vorrangiges Anliegen war.“ (S. 13). Gründe für dieses

Abweichen von ihrem sonstigen Vorgehen geben sie nicht an. Im zweiten Teil widmen sich Henning und Raasch der Spurensuche nach Anarchismus in der DDR, konkret in der Endphase der DDR. Dieser Teil ist über weite Strecken aber nur eine allgemeine Darlegung der politischen Situation in der DDR mit ein paar ebenfalls oberflächlichen Ausflügen in das Spektrum der Opposition. Sie haben dabei leider weder die bereits existierende Forschung gründlich rezipiert noch eigenständige Forschung unternommen. Hier wären unter anderem auch der Quellenband „mOAAning star. Eine Ostberliner Untergrundpublikation 1985 – 1989“ und die Memoiren von Kurt Wafner („Ausgeschert aus Reih’ und Glied“) zu rezipieren gewesen. Die Arbeit weist streckenweise – z.B. im Kapitel „Methodische Vorbemerkungen“ – den typischen Unihausarbeitscharakter auf. Dies hätte sich bei der Neuauflage – elf Jahre nach der Erstauflage (1) beim Oppo-Verlag – ändern lassen. Weder der Begriff „Anarchismus“ noch „Neoanarchismus“ werden direkt von den Autoren definiert, so dass sich gerade mal an einzelnen Eckpunkten erahnen lässt, wie breit (fast schon bis zur Unkenntlichkeit) sie den Begriff dehnen. Als Kriterien zur Zuordnung von Individuen, Gruppen oder Strömungen werden sowohl Selbstbeschreibung als auch die Übereinstimmung mit anarchistischen Positionen und Praktiken herangezogen, d.h. die

Verwendung von „Direkten Aktionen“ zur Erreichung der anvisierten Ziele oder das Konzept der „Propaganda der Tat“. Die Einordnung oder Ablehnung der Zuschreibung wirkt daher z.T. willkürlich und esoterisch. Dies zeigt sich z.B. in der Auseinandersetzung mit den Autonomen, wo über deren Zuschreibung zum Anarchismus als Gegenargument angeführt wird: „Wenn sich auch Teile der ‘Autonomen’ punktuell auf den Anarchismus berufen haben, ist ihre häufig gewaltförmige, rein konfrontative Anti-System-Opposition nur sehr schwer mit der ‘Propaganda der Tat’ zu vergleichen.“ (S. 188). Gleichzeitig werden andere Vertreter der Neuen Linken, die sich ebenfalls mit dem Label versehen, unhinterfragt zum Spektrum gezählt. Der Provokationscharakter, den der Begriff „Anarchismus“ als Selbsttitulierung gehabt hat, wird nicht in die Überlegungen einbezogen. Einzelne Strömungen des neueren Anarchismus wie z.B. die anarchistisch ausgerichtete Punk- und Redskin-Szene (Anarchopunk, RASH etc.) finden überhaupt keine Erwähnung in der Darstellung. Selbst die, der mit einem eigenen Unterkapitel bedachten Freien ArbeiterInnen Union nahestehende Anarchosyndikalistische Jugend (ASJ) findet keine Erwähnung. Den Autoren muss man zu Gute halten, dass ihr Werk eines der wenigen auf weiter Flur ist, was sich dem Themenkomplex „Neoanarchismus in Deutschland“ nähert. Seit Ende der 1970er bis in die 2000er Jahre

hinein, lagen zum Thema im Wesentlichen nur die Studien von Hans Manfred Bock („Geschichte des ‘linken Radikalismus’ in Deutschland“) Günter Bartsch („Anarchismus in Deutschland“), Holger Jenrich („Anarchistische Presse in Deutschland 1945 – 1985“) und Bernd Drücke („Libertäre Presse in Deutschland 1985 – 1995“) sowie agitatorische Publikationen aus der DDR vor. Mittlerweile sind zwar u.a. auch Arbeiten von Hans Jürgen Degen („Anarchismus in Deutschland 1945-1960“, „Die Wiederkehr der Anarchisten. Anarchistische Versuche 1945 – 1970“) erschienen, die einen Teil dessen abdecken. Vor diesem Hintergrund ist die Studie von Henning und Raasch wichtig. Dennoch ist es ärgerlich, dass die hier vorliegende Neuauflage, die zwar um ca. 1/3 Text gegenüber der Erstauflage angewachsen ist, noch diese Schwachstellen aufweist. Gerade Markus Henning, der in der anarchistischen *Bibliothek der Freien* in Berlin mitgearbeitet hat, hatte einen privilegierten Zugriff sowohl auf Quellen als auch auf Literatur zum Thema. Wieso er sie kaum genutzt hat, bleibt offen. Insofern bleibt der Band eine erste Übersicht und Rekonstruktion der Entstehung jener Strömung – und vielleicht eine Basis für weitere Forschungen und ergänzende Studien.

Maurice Schuhmann

Anmerkung:

1) Vgl.: Neoanarchismus. Rezension von S. Münster, in: Graswurzelrevolution Nr. 301 (Libertäre Buchseiten), Oktober 2005.



Markus Henning / Rolf Raasch: Neoanarchismus in Deutschland. Geschichte, Bilanz und Perspektiven der antiautoritären Linken, Schmetterling Verlag, Stuttgart 2016, 298 S., 14, 80 Euro, ISBN 3-89657-79-X



AAB-Mitglieder, Berlin, 1. Mai 1971. Foto: Jochen Schmück/DadA

seite 9

Das Ende der Megamaschine

Fabian Scheidlers Geschichtsschreibung auf Attac-Niveau



„Es gibt ein Bild von Paul Klee, das Angelus Novus heißt. Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen, und seine Flügel sind aufgespannt. Der Engel der Geschichte muss so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewandt. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl weilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradies her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, dass der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm.“ Walter Benjamins Geschichtsphilosophische Neun, die der Philosoph wenige Wochen vor seinem Tod geschrieben hat, im Angesicht einer Welt, in der der Nationalsozialismus sich unaufhörlich ausbreitete, könnte das Motto für Fabian Scheidlers im Promedia-Verlag veröffentlichten Buch „Die Megamaschine“

sein. Der Untertitel „Geschichte einer scheiternden Zivilisation“ macht schon deutlich, worum es dem Historiker, Publizisten und Theaterregisseur Scheidler mit seinem Buch geht: Er will die „Mythen der Moderne“ dekonstruieren, die der selbst in globalisierungs- und wachstumskritischen Zusammenhängen aktive Autor als einen mehr als 5000jährigen historischen Irrweg klassifiziert. Dabei geht es um weit mehr als um eine Überwindung des Neoliberalismus oder den Austausch bestimmter Technologien (auch wenn beides notwendig ist); es geht um eine Transformation, die bis in die Fundamente unserer Zivilisation reicht“, schreibt Scheidler im Vorwort. Sein Parcours durch die Geschichte geht dann auch weit zurück in eine Zeit, als die Menschen nicht mehr nur Jäger, Sammler und Ackerbauern waren, sondern mit der Bearbeitung von Rohstoffen, in erster Linie Kupfer, Eisen und Bronze, begannen. Diese Zäsur wird gemeinhin als Beginn der Zivilisation beschrieben. Für Scheidler ist der Anfang Tyrannei, die Wurzel der Herrschaft und „die Mutter aller Umweltkatastrophen“. Unter dieser Prämisse macht Scheidler dann einen Schnelldurchlauf durch die mehrtausendjährige Geschichte, in der sich die von ihm beschriebene Megamaschine immer mehr verfeinerte und die Menschen immer stärkerer Gewalt, immer mehr Zwängen und immer subtilerer ideologischer Propaganda unterwarf. Dabei gelingt es ihm an einigen Stellen, die herrschende Ideologie treffend zu dekon-

struieren, so wenn er Demokratie und Marktwirtschaft nicht als Errungenschaft der Zivilisation abfeiert, wie es heute in der Regel geschieht. „Das antike Griechenland ist uns aus Schulbüchern als ‚Wiege der Demokratie‘ bekannt. Weniger bekannt ist, dass es auch die erste Vorform der Marktwirtschaft hervorbrachte. Und der Kern dieser Marktwirtschaft war die Armee“, benennt Scheidler historische Zusammenhänge. Doch hier wird auch die Problematik einer Darstellung deutlich, die die Entwicklung der Menschheitsgeschichte nur unter der Prämisse einer scheiternden Zivilisation begreift.

Fehlende Dialektik der Aufklärung

So betont Scheidler sicher zu Recht, dass die Erfindung der Schrift die Erfassung von Menschen und ihre Einbeziehung in Militär und andere autoritäre Apparate vorangetrieben hat. Doch darauf kann man die Erfindung der Schrift nicht reduzieren. Dann kann man nicht erklären, dass die Beherrschung der Schrift in unterschiedlichen Epochen immer wieder auch ein Mittel der Emanzipation für Unterdrückte wurde. Sie haben sich oft gegen den Willen der jeweiligen Herrschaft Lesen und Schreiben beigebracht, weil es ihnen geholfen hat, die Welt besser zu erkennen. Und das war oft ein erster Schritt für ihre Veränderung. Deshalb spielte in der Bauernrevolution des 16. Jahrhunderts die Übersetzung der Bibel durch Luther eine wichtige Rolle. Auch die Flugschriften der damaligen Zeit, die von Dorf zu Dorf weiterge-

reicht wurden, brachten aufklärerische und aufrührerische Idee in die Köpfe vieler Menschen. Der Kampf um die Bildung, zu der das Erlernen von Lesen und Schreiben gehört, gehörte auch zu der Emanzipationsgeschichte der sich befreienden Sklaven in den USA und Afrika, aber auch in der frühen ArbeiterInnenbewegung. Dieser Aspekt kommt bei Scheidler aber kaum vor. Wie bei der Schrift könnte man an vielen anderen Beispielen aufzeigen, dass die Zivilisation eben nicht nur Mittel der Unterdrückung, sondern auch der Emanzipation und Befreiung sein kann. An einigen Stellen deutet es Scheidler an, führt es aber nicht weiter aus. Das liegt an der Grundthese des Buches, die Geschichte einer scheiternden Zivilisation zu schreiben. Ihm entgeht dann auch die Dialektik von Fortschritt und Aufklärung, die Adorno und Horkheimer in der „Dialektik der Aufklärung“ herausgearbeitet haben. Dort geht es um den Umschlag, der dazu führt, dass Fortschritt zu einem Fortschreiten von Humanität und Solidarität wurde. Wenn aber die Geschichte der Zivilisation von Anfang an nur Unterdrückung und Versklavung des Menschen bedeutet, wie es Scheidler zu erklären versucht, kann es diese Dialektik gar nicht geben. Dann versucht er immer wieder in der vorzivilisatorischen Zeit Anknüpfungspunkte für eine Epoche mit weniger Unterdrückung und Ausbeutung zu finden. Auf historische und ethnologische Forschungen kann er sich dabei aber nicht stützen, die davon ausgehen, dass auch die Urgesellschaften von vielfältigen

Unterdrückungsverhältnissen durchzogen waren.

Alternativen auf Attac-Niveau

Positiv hervorzuheben ist, dass Scheidler nicht zu den ZivilisationskritikerInnen gehört, die für ihre Utopie einer herrschafts- und ausbeutungsfreien Gesellschaft Rückgriffe auf eine angeblich positive Urgesellschaft machen. Allerdings bewegen sich seine im letzten Kapitel zusammengetragenen Möglichkeiten des Ausstiegs aus der Megamaschine zum größten Teil auf dem Niveau von Forderungen von Attac und ähnlichen NGOs. Zwischenüberschriften wie „Der Kopf ist rund, damit das Denken seine Richtung ändern kann“ oder „Revolution“ sind in ihrer Allgemeinheit nicht falsch, aber doch etwas beliebig. Vor allem bleibt unklar, wo Scheidler nach seinen Kompendium über eine Jahrtausende währende Gewaltgeschichte die Hoffnung hernimmt, dass mit vielen kleinen Schritten gerade jetzt und heute ein Umsteuern möglich ist und wer die TrägerInnen dieser Transformation sein sollen. Schade ist auch, dass Scheidler sich nicht systematischer mit anarchistischer, syndikalistischer und dissidenter kommunistischer Gesellschaftskritik beschäftigt. Dabei wird an verschiedenen Stellen im Buch deutlich, dass er mit der anarchistischen Kritik an Macht und Unterdrückung sympathisiert und dass er Räte Modelle durchaus als Alternative zur bürgerlichen Demokratie versteht.

Peter Nowak

Fabian Scheidler: Das Ende der Megamaschine. Geschichte einer scheiternden Zivilisation, Promedia Verlag, Wien 2015, 272 Seiten, 19,80 Euro, ISBN 978-3-85371-384-6

Verlag Edition AV

MACHNO
Zeugnisse einer Bewegung

Aus: Valentin Tschepogo Band 2
Herausgegeben von Valentin Tschepogo

Valentin Tschepogo (Hrsg.)
MACHNO.
Zeugnisse einer Bewegung
Band 2: Aus Machnos Feder

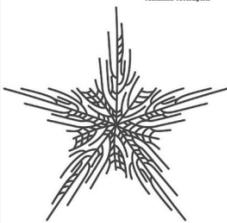
ISBN 978-3-86841-159-1
138 Seiten, 12,00 €
mehr Bücher unter:
www.edition-av.de



Mendyka, Mathias: **Libertäre Schulkritik und anarchistische Pädagogik**. Edition AV, Lich 2016, 123 Seiten, 14 Euro, ISBN 978-3-86841-155-3

Libertäre Schulkritik und anarchistische Pädagogik

Mathias Mendyka



Verlag Edition AV

seite 10

Anarchistische Pädagogik

Mathias Mendyka beansprucht mit seinem Buch „Libertäre Schulkritik und anarchistische Pädagogik“ nach eigenen Angaben „die Frage nach der Spezifik des anarchistischen Diskurses um Schulkritik und Pädagogik, wie er im deutschsprachigen Raum der letzten 60 Jahre geführt wurde“ zu behandeln, darüber hinaus „die Frage nach der Anschlussfähigkeit an einen möglichen Nachfolgediskurs – den ‚postanarchistischen‘ –, der im Allgemeinen nach wie vor ein emergenter Diskurs ist, und mit Blick auf Pädagogik und Schulkritik noch überhaupt nicht rezipiert wurde.“ (S. 10)

Zum Teufel mit der Kindheit oder Die schlechte Aufhebung einer Absonderung

Gibt es eigentlich noch Kindheit? Oder nur kleine Erwachsene, so wie bis ins 17. Jahrhundert? Heute sind die Kinder Kunden, ihr Konsum ist wirtschaftlich bedeutsam, ebenso ihr Medienkonsum. In der Regel sind sie technisch versierter und besser ausgestattet als die Älteren, sie sind Virtuosen des Smartphones: 25% der 8- bis 9-jährigen, 57% der 10- bis 11-jährigen, 85% der 12 bis 13 Jahre alten Kinder nutzen Smartphones (FAZ vom 7.9.15). Ihr Stundenplan ist voll, sie werden früh angeregt: Musik, Sport, Gymnastik, Fremdsprachen ... in der Schule und neben der Schule. Ist die Schule noch wichtig? Sind nicht Medien längst bedeutungsvoller, die Peergroup, in der man etwas gelten will? Kinder wissen meist genau, was sie wollen, sie werden früh geschult sich durchzusetzen, ihren Platz zu behaupten, sie sollen erfolgreich sein, kreativ, gefördert und gefordert, sie sollen ihr Glück machen.

Und sie sind oft so gestresst, dass sie pharmazeutische Förderung erhalten: Medikalisierte Kindheit. Gleichzeitig können sie mit „Parent Control“-Apps überallhin begleitet werden; da es um Kontrolle und Überwa-

chung geht, heißt die App etwa „Freedom4Kids“. Auch dies ein Hinweis, für welches Leben hier gelernt wird. Es ist also an der Zeit, sich zu fragen, was angesichts solcher, auch widersprüchlicher Tendenzen von der anarchistischen Schulkritik und einer anarchistischen Pädagogik bleibt. Ist sie gar von der Wirklichkeit überholt? Leisten sie das, was auch sonst auf der Agenda steht? Was bleibt denn von der Antipädagogik, wenn schon Säuglingen „Kompetenz“ zugeschrieben wird – und das so weiter den Rest des Arbeitslebens entlang. Was bleibt beispielsweise von einer Kritik, die Schule als „Gleichmacherei“ kritisiert, wenn alle doch ganz

„Der neoanarchistische Diskurs zur Pädagogik ist durch eine skeptische Grundtendenz gegenüber der Erziehung als Herrschaftsinstrument gekennzeichnet und unterscheidet sich dadurch vom pädagogisch-optimistischen klassischen Anarchismus.“ (S.53)

besonders sein sollen/wollen und sich größte Mühe geben, sich zu unterscheiden?

Der „Diskurs“-Diskurs

So bin ich auf Mendykas Arbeit gespannt: Eine Bestandaufnahme ist notwendig.

Leider wird schnell deutlich, dass auch in dieser Arbeit der „Diskurs“-Diskurs (oder ist er schon „Jargon“?) ganz im Gegensatz zu den ursprünglichen Intentionen seiner Erfinder gerade nicht soziale Veränderungen und die Mikrophysik der Macht im Auge hat, sondern ein eher geisteswissenschaftliches Verfahren, bei dem im wesentlichen Literatur referiert wird. Wenn etwas am Diskurs-Begriff interessant ist, dann gerade der Bezug auf soziale Tatsachen: Wie muß über sie gesprochen werden, wie darf über sie gesprochen werden, was ist nicht sagbar? Und es geht um Praktiken:

„Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses mehr macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache. Dieses mehr muß man ans Licht bringen und beschreiben.“ (Michel Foucault: Archäologie des Wissens. Frankfurt/M. 1969, S.74)

Die Frage, wie sich Kindheit und Jugend in den letzten Jahrzehnten verändert haben, welche „Sozialisationsagenten“ vielleicht geschwächt wurden, welche neu auftreten, ob die anarchistische Theoriebildung darauf reagiert hat, wird in dieser Arbeit nur als fernes Hintergrundgeräusch wahrnehmbar, etwas deutlicher ab S.69.

So gravierende Veränderungen wie die, dass bis in die 60er Jahre selbstverständlich geschlagen wurde und das heute gesetzlich verboten ist oder dass mit der „vaterlosen Gesellschaft“ eine Zivilisationskrise erwartet wurde ... sollten im Zentrum einer Erörterung stehen, denn nur vor solchen sozialpsychologischen Hintergründen lässt sich doch beurteilen, wie angemessen eine Kritik ist. Und sie zeigt bedeutende Verschiebungen des Diskurses: Was vorher gute erzieherische Praxis war, ist jetzt sogar kriminalisiert. Wenn das keine Machtverschiebung ist!

Ein anderes Beispiel wäre der öffentlich gerade breit erörterte Zusammenhang zwischen reformpädagogischen Diskursen und sexuellem Mißbrauch etwa in der Odenwaldschule.

An vielen Textpassagen des Buches lässt sich das Problem zeigen: „AnarchistInnen verwerfen das Konzept ‚Herrschaft‘ ...“ (S. 14). Nein, sie verwerfen soziale Tatbestände, die man mit dem Begriff „Herrschaft“ beschreiben kann! Und sie kritisieren die Rechtfertigungen! Wer darf was „Herrschaft“ nennen?! Was ist damit gemeint – und was gerade nicht?

Oft wird Sekundärliteratur aus Sekundärliteratur referiert, dabei auch viel Richtiges und Sympathisches, leider nicht selten überlagert durch eine Sprache, in der jede Aussage „Diskurs“ und jeder Schreiber „Forscher“ wird. Zu den unschönen Etikettierungen gehören Charakterisierungen

bestätigt sich in Gleichgültigkeit: Es mache „keinen Unterschied“, ob ein Kind geschlagen wird, oder durch Liebesentzug bestraft oder durch Belohnung geködert wird“ zitiert er auf S. 55 Luther Blisset. Verstrickt sich nicht auch eine anarchistische Schulkritik in Widersprüche, die „strafrechtsrelevante Tatbestände durch das Handeln der Schulbehörden als erfüllt“ ansieht: „Freiheitsberaubung (§239 StGB) wegen der Anwesenheitspflicht bei faktischer Einsperrung, Nötigung (§240 StGB)“ (S.44)?

Wenn man genau genug liest, entdeckt man aber, dass er der libertären Schulkritik „eine Tendenz zu Pauschalierungen und

men der 60er und 70er Jahre? Und hat sich nicht damals schon die antiautoritäre Bewegung dagegen gewehrt? In der Graswurzelbewegung der 1970er Jahre wurde auch Ivan Illichs Modell der Entschulung genau deshalb kritisiert: Der Schüler würde „Bildungsunternehmer“, der sein „Kapital“ sinnvoll/gewinnbringend anlegen will (so etwas hieß heute wohl „unternehmerisches Selbst“): „Der Prozeß des Lernens wäre noch offensichtlicher, als das in Schulen der Fall ist, als Tauschakt charakterisiert, in dem die Ware Bildung feilgeboten würde. Unternehmen der Freude und des Lernens würden sich gründen, ausgerüstet mit den modernsten Technologien und Tricks auf dem Gebiet von Werbung und Marketing ...“ (1976 in GWR 20/21 S. 4-8: Illichs Modell der Entschulung, hier: Privatisierung – keine Alternative zum Staat, S.7)

Und allgemein: „Der falsche Gegensatz, hie Schule – hie Leben, kann nur zu einer technokratischen Reform führen, die die altertümlichen und unangepaßten Inhalte und unzeitgemäß-autoritären Formen ersetzt durch perfektionierte Verdummung, verbesserte Verwertbarkeit und größere Flexibilität des Menschen, der mit modernisierten Maschinen zu konkurrieren hat ...“ (GWR 20/21, 1976, S. 2: Schule: Für was für ein Leben lernst Du?)

Aber was soll nun der „Transfer postanarchistischer Impulse“ für die anarchistische Pädagogik sein und leisten?

Einmal geht es darum, „die Subjektivationsweise des employable man bzw. des ‚unternehmerischen Selbst‘ (Ulrich Bröckling) daraufhin zu untersuchen, wie sie in Schule vorbereitet wird“ (S. 102), den „Fokus auf die schulische Subjektivationsweise zu werfen, die ich in Anlehnung an Bröckling das ‚Proto-unternehmerische Selbst‘ nennen möchte“. Oder in etwas weniger imponierendem Diskurs „die Fähigkeit, sich gut darzustellen zu können und von sich aus ‚proaktiv‘ Lernbereitschaft zu zeigen, um sich in andauernder Selbstoptimierung von anderen abzuheben.“ (S. 102) Was sich methodisch in Präsentationstechniken, Messbarkeit, Standardisierungsversuchen, Feedback und dem Siegeszug des Kompetenzbegriffs niederschlägt. Das ist durchaus richtig und wird vom Verfasser dieser Rezension bekämpft seit es sich ausbreitet. Aber wie neu ist es tatsächlich, dass „Herrschaft stärker als bisher über die Erzeugung von Lernwilligkeit und Selbststeuerung bei den Schülern ausgeübt wird“ (S. 103)?

Ungefähr zeitgleich mit dem Schulkritik-Seminar konnte man bei Michael Parmentier über „Theorien zum Erziehungsprozess“ lesen, es ginge darum, zu „erklären wie die Vergesellschaftung des Heranwachsenden, seine Sozialisation, zugleich ein Individuationsvorgang sein kann“. (1974) Der „postanarchistische Diskurs“ beansprucht, die früheren libertären Ansätze „auf Foucaults drei Arten der Befreiungskämpfe herunter zu brechen“ (S. 104/105. „Herunterbrechen“ ist natürlich typisch Betriebswirtschaft. „Bitte nicht!“ möchte man dem Jargon entgegenhalten):

Fortsetzung nächste Seite



Anzeige

„Die Einfachheit der Form fördert die Klarheit der Gedanken!“

„Landschaften des Wortes“ von und über Nanni Balestrini

Anlässlich von Nanni Balestrinis 80. Geburtstag haben die Übersetzer Thomas Atzert, Andreas Löhner, Reinhard Sauer und Jürgen Schneider eine Sammlung von Reportagen, Collagen, Gedichten, Graphiken und Rezensionen in der Assoziation A herausgegeben. Nanni Balestrini ist ein kompromissloser italienischer Schriftsteller, Autor und Aktivist, der bereits in den siebziger Jahren durch seine Romane „Vogliamo tutto“, „Wir wollen alles“, hier von Jost Müller dargestellt, „Die Unsichtbaren“ und „Der Verleger“ berühmt wurde. 1979 musste er im Zuge der gnadenlosen Verfolgung der radikalen linken Opposition aus Italien fliehen, auf Skiern über die Alpen. In Frankreich erhielt er politisches Asyl, bis die gegen ihn konstruierten Vorwürfe in sich zusammenfielen. Ein Schwerpunkt des Bandes sind die Geschichten der Arbeiter-Autonomie und die

neuen selbstbestimmten Kämpfe gegen das Warensystem, die Anfang der sechziger Jahre vor allem bei Fiat in Turin beginnen. Die Fabrikarbeiter wollen nicht mehr auf die in das System integrierte kommunistische Partei KPI und die Gewerkschaften hören. Sie revoltieren auch mit Militanz gegen ihre Fließbandmalocher, besetzen die Tore der Fabrik und stehen so zusammen mit anderen Revoltierenden kurz davor, zumindest in ihren Hochburgen den Kapitalismus aus den Angeln zu heben. „Und es begann die Zeit der Autonomie“, wie es Karl Heinz Roth ausdrückte, der in seinen wegweisenden Schriften jenen rebellischen Geist weitertrug. Nicht alleine, versteht sich, im gleichen Atemzug erwähnt werden müssen Detlef Hartmann, dazu „Geronimo“, der Chronist der deutschen Autonomen, oder der Schriftsteller Peter-Paul Zahl. Nicht zu vergessen

Weggefährten Balestrinis wie Umberto Eco, Peter O. Chotjewitz, Franco Berardi Bifo, Raffaella Perna, Michael Wildenhain, Jörg Burkhard, Hanna Mittelstädt, Paul Virilio und Bert Papenfuß, die zu dem Sammelband Beiträge lieferten, und ungezählte andere, die, prominent oder weniger bekannt, nur zusammen jene Schritte in die Freiheit vollbringen konnten, um die es hier geht. Kämpfe, deren Beweggründe im Band selbst mehrfach auf den Punkt gebracht werden. Etwa in dem Gedicht „Poesie über die bleierne Zeit und die beschissenen Jahre“ übersetzt von Andreas Löhner. Stellvertretend für alle Übersetzer sei hier angemerkt, dass wohl nur die allerbesten Balestrinis Texte und ihren Geist überhaupt so übertragen können: „denn jetzt gibt es anderes zu tun jetzt da es vorbei ist mit der

herrlichkeit weil es nichts mehr zu plündern gibt jetzt da alles von vorn begonnen werden muss

jetzt da auch die worte geplündert werden und wir die wir uns um ihren erhalt kümmern versuchen müssen den worten einen sinn zu verleihen appellieren wir an euch komparsen und zuhörer

ihf für die wir im grunde all dies tun jetzt wie in anderen finsternen zeiten wo ein gespräch über bäume fast ein verbrechen ist hört uns noch einmal zu mit nachsicht“

Wie Hanna Mittelstädt es in ihrem Beitrag ausdrückt: „Diese Freiheit macht das Großartige von Balestrinis Schreiben aus,

die klare Luft zum Atmen wie auf einer Hochebene, auf der einen nichts bedrängt, die Einfachheit der Form fördert die Klarheit der Gedanken.“ „Landschaften des Wortes“ ist ein treffender Titel dieses nach mehr Balestrini gierig machenden Buches. Und dem kann abgeholfen werden: Neben anderen Romanen wurde die Romantrilogie „Die große Revolte“ ebenfalls bei Assoziation A veröffentlicht. Diese Landschaften sind so vielfältig, dass, sollte sich jemand in einem Gedicht oder einer Collage nicht zurechtfinden, die Lust bleibt weiterzugehen. Das ist es, was Balestrini möchte: Nicht stehenbleiben, sich nicht zufrieden geben, immer weitergehen und während leidenschaftlicher Begegnungen sich immer wieder neu ein einziges, oft gestohlenes und entstelltes Wort aneignen: Revolution.

Oliver Steinke



Nanni Balestrini: Landschaften des Wortes. Hg. von Thomas Atzert, Andreas Löhner, Reinhard Sauer, Jürgen Schneider, Assoziation A, Hamburg/Berlin 2016, 224 Seiten, 16 Euro, ISBN 978-3-86241-445-1



Fortsetzung von Buchseite 10

Anarchistische Pädagogik

„1. Kämpfe gegen die Selektionsmechanismen von Schule sowie die schulische Vorbereitung auf entfremdete Arbeit.“ (S. 105)

Dazu liest man viel („Auslese in der Schule am Beispiel der Sprache“ etwa) in GWR 20/21, 1976, eigentlich ist die ganze Ausgabe gegen die Selektionsmechanismen geschrieben. Ist es nicht beinahe postanarchistisch, wenn davon ausgegangen wird, dass wir alle Erfahrungen mit Schule machen, darunter auch Langeweile oder Angst, „gemeinsame Erfahrung ist der gleichen aber nicht von vornherein, einmal weil die Wahrnehmung und Interpretation und Erfahrung selbst in dieser Situation produziert wird und also nur als individuelles Versagen oder Siegen, als Privatproblem erscheint. Zum anderen auch deshalb, weil ja eine vielfältige Differenzierung in der Schule

geleistet wird, so dass tatsächlich jedermann an einem nur ihm gehörigen Leiden krankt ...“ Dass also durch die Organisation und die Verarbeitung der dort gemachten Erfahrungen das Subjekt sich bildet und dass das nicht bloße Repression ist, sondern auch Anreiz, zumindest dazuzugehören, ist in der Sache nicht neu. „Zensuren, Prestige, Karriere, Konkurrenzkampf werden zu den ‚natürlichen‘ Antrieben. Fragen sind längst nicht mehr Ausdruck von Neugier, sondern (auf Seite des Schülers) bloße Heuchelei ...“ „Es sieht nur so aus, dass die Guten und Fleißigen Erfolg haben, die eigentliche Lehre dahinter ist die: was Erfolg hat ist gut ... Hier tut auch die Pädagogik was ihres Amtes ist: sie teilt Gewinner und Verlierer ...“

„2. Kämpfe gegen die politische

Macht von Schule und ihrer Akteure, die durch das Einfordern von Gehorsam ...“ (S. 105)

Vergleiche dazu wieder GWR 20/21, die Herstellung von Gehorsam ist Leitmotiv, etwa S. 1: Autorität macht dumm, Autorität tötet, es geht um die Milgram-Experimente und die Autorität der „Wissenschaft“. Über die Möglichkeiten der LehrerInnen und die Anpassungszwänge: „Schulorganisation, Gesetze, Erlasse, Richtlinien, Zeitdruck: dies sind nur einige Elemente, die Anpassung als ‚Befreiung‘ erscheinen lassen. Die Verlockung ist groß, die Solidarität durch Kollegen unregelmäßig und unsicher ...“ (GWR 22/23, 1976: Graswurzeln in der Schule).

Und 3. natürlich „Kämpfe gegen die schulische Subjektivations-

form des proto-unternehmerischen Selbst und andere Arten der Subjektivations, die das ‚Individuum an sich selbst fesseln‘“ (S. 105).

GWR 20/21: „Übrig bleibt nur, was ‚reif‘, also marktkonform ist: eine leerlaufende ‚Dynamik‘: Fähigkeit zur Team-Work, Flexibilität, Kreativität – und wie das immer heißen mag. Was weiter bleibt ist die vollständige Ohnmacht, das Unbeteiligtsein am eigenen Leben ...“ Ob das treffend beschrieben ist, wäre zu diskutieren, jedenfalls gingen wir 1976 davon aus, dass man selbst zum Objekt (der ökonomischen Spekulation auf Marktchancen, des geschönten Lebenslaufs ...) wird, nicht tatsächlich frei, sondern gut gerahmt von den dominanten Zumutungen. Aber in diesem Rahmen geradezu hyperaktiv.

Nur um nicht mißverstanden zu werden:

Ich sage nicht, dass wir „das alles“ schon wußten, aber ich glaube, dass die sozialen Bewegungen der 60er und 70er Jahre einen großen Einfluß auf das hatten, was dann „poststrukturalistisch“ genannt wurde. Wie „Kämpfe gegen die schulische Subjektivationsform“ aussehen könnten, wird in einer alten GWR so angedeutet: „Man kann nicht nur lernen, indem man Positives erlebt, sondern auch, indem man Negatives an sich selbst erspürt und dieses Negative nicht mehr als normal ansieht. Die Situation der Schule, die Funktion der Schule und die Lehrbedingungen in der Schule müssen deshalb immer wieder zum Lerngegenstand gemacht werden. Dies ist in allen Fächern möglich ...“ (GWR 22/23).

David Schuster

seite 11

Let's cut ourselves free from AUTHORITY



Anzeige



Sina Arnold
Olaf Kistenmacher
Der Fall Ethel und Julius Rosenberg
978-3-96042-009-5



Sebastian Friedrich
Lexikon der Leistungsgesellschaft
978-3-96042-001-9



Nikolai Huke
Krisenproteste in Spanien
978-3-96042-006-4



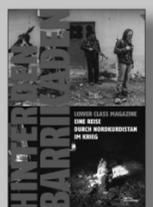
Ronja Schreurs
Heroines
978-3-942885-93-5



Torsten Bewernitz
Nothing in common?
978-3-942885-84-3



Riot Skirts (Hg.)
Queerfeministischer Taschenkalender 2017
978-3-96042-007-1



Lower Class Magazine
Hinter den Barrikaden
978-3-96042-012-5



Jule Jakob Govrin
Sex, Gott und Kapital
978-3-96042-008-8



Kampagne für Opfer rassistischer Polizeigewalt (Hg.)
Alltäglicher Ausnahmezustand
978-3-942885-79-9



Autor*innenkollektiv
Wege durch die Wüste
978-3-942885-81-2



Kevin Culina
Jonas Fedders
Im Feindbild vereint
978-3-96042-004-0



Peter Nowak (Hg.)
Ein Streik steht, wenn mensch ihn selber macht
978-3-942885-78-2



Besucht uns auf der Frankfurter Buchmesse!
Standnummer 4.1 D67



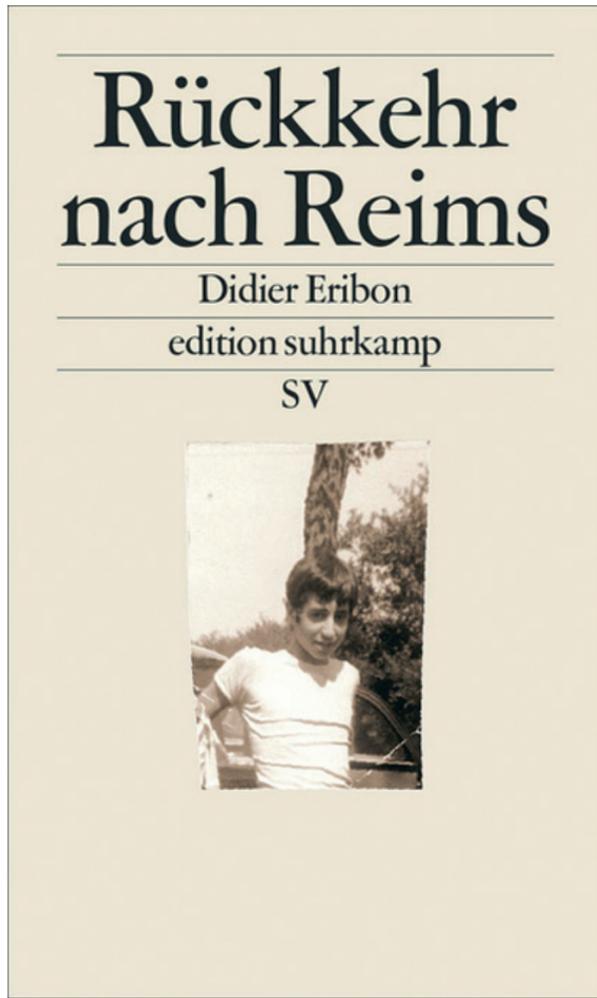
Ins Herz linker Theorie

Didier Eribons biografisch-sozioanalytische Auseinandersetzung mit Arbeitermilieus, Rechtspopulismus und dem neoliberalen Diskurs

Als sein verhasster Vater gestorben ist, besucht der Soziologe Didier Eribon seine Mutter. Nach Jahren kehrt er damit an Orte zurück, denen er bewusst ferngeblieben war, und taucht am Küchentisch in Geschichten ein, die er lange nicht hat hören wollen. Es sind Erzählungen aus dem Milieu der ArbeiterInnen.

Didier Eribons „Rückkehr nach Reims“ ist nicht nur die Reise eines Intellektuellen an die Orte seiner Kindheit und Jugend. Es ist eine Sozioanalyse, die eine Gesellschaft im Wandel porträtiert. Einerseits wird die Geschichte einer jugendlichen Emanzipation erzählt, wie sie für die linken Milieus der letzten fünfzig Jahre in Westeuropa sicherlich paradigmatisch ist: die Enge der Kleinstadt verlassen, als Schwuler dem homophoben Kreis kleingeistiger Spießer entfliehen und die Großstadt und die Universität als Orte der Befreiung erleben. Das Lesen und der – in Eribons Fall trotzistische – Aktivismus werden als Erfahrungen beschrieben, mit denen die Loslösung zur Selbstbestimmung wird, in der „die Schande in Stolz umschlägt“ (217). Etwas, das ihm bezüglich seiner sozialen Herkunft nicht gelingt. Warum er seine Klassenherkunft verdrängt hat und nicht zum Gegenstand positiver Identitätsfindung machen konnte, ist das zentrale Thema des höchst sympathischen Buches. Doch es handelt sich bei seiner Rückkehr nicht nur um eine persönliche, sondern auch um eine politische Aufarbeitung. Andererseits versucht Eribon nämlich, Erklärungen für den Rechtsruck innerhalb der sozial benachteiligten Schichten zu finden, der seit einigen Jahren nicht nur in Frankreich um sich greift. Wie aus ehemals treuen AnhängerInnen der Kommunistischen Partei oder der Sozialdemokratie massenhaft WählerInnen des Front National wurden, ist ja tatsächlich einigermaßen schleierhaft.

Eine seiner Erklärungen klingt zunächst etwas nach Entschuldigung: „politische Notwehr“ (124). Es bleibe den prekär Beschäftigten und letztlich den gesamten Arbeitermilieus kaum mehr etwas anderes übrig, als rechtsextrem zu wählen, nachdem die Sozialdemokratie ab den 1990er Jahren aufgehört habe, sie zu repräsentieren. Die SozialdemokratInnen haben den Klassenbegriff aus dem politischen Diskurs entfernt. Diese scheinbar rein sprachliche Taktik mit Blick auf die Mittelschichten und das neue Unternehmertum, hatte Eribon zufolge immense Auswirkungen über den Diskurs hinaus. Es führte nämlich dazu, dass auch die materiellen Lebensbedingungen vieler Leute aus dem Blick der – parlamentarischen, aber auch aktivistischen – Politik gerieten. Es sei ihm etwa völlig unbegreiflich, wie die Härte der Fabrikarbeit und der Protest gegen sie „aus der Vorstellungswelt und dem Vokabular der Linken verschwinden konnte“ (78). Seine Empörung richtet sich dabei vor allem gegen die neoliberal gewendete Sozialdemokratie. Darüber hinaus aber attackiert er auch die politische Philosophie. Er macht darin eine Strömung aus, die die Möglichkeit zur demokratischen Umgestaltung für allgegenwärtig hält. Diese schönfärbende Sichtweise, die sich nicht mehr die Mühe mache, sich konkret zu fragen, wie sich Meinungen herausbilden und wieso sie umschlagen, beschreibt er als „Mythologisierung und Mystifizierung“ (142). Der Vorwurf, der sich hier gegen die linken Philosophen Jacques Rancière und Alain Badiou richtet, trifft letztlich auch grundsätzlich ins Herz linker und libertärer Theorie. Denn er zielt auf den blinden Glauben an die vermeintlich per se emanzipatorische Kraft der ArbeiterInnenklasse oder an die angeblich selbstverständliche moralische Güte von Gesellschaften jenseits des Staates.



Eribon ist nicht weniger linksradikal, nur vorsichtiger. Vielleicht, schreibt er, war es ohnehin blauäugig und falsch zu glauben, dass die Angehörigen der ArbeiterInnenklasse „naturgemäß links wählen müssten“ (140). Rassismen, Hass auf Homosexuelle und auf Frauen seien früher nicht seltener, nur durch linke Parteizugehörigkeit oder milieutypische Weltbilder anders gerahmt gewesen. Bisher im deutschsprachigen Raum vor allem durch seine biografisch-historische Studie „Michel Foucault und seine

Zeitgenossen“ (1998) bekannt, orientiert sich Eribon hier politisch wie analytisch stark an der Sozialtheorie Pierre Bourdieus (1930-2002). Unschwer erkennt man die Modelle des befreundeten Kollegen, wenn Eribon beispielsweise die persönlichen Netzwerke innerhalb der Arbeiterklasse als „negatives soziales Kapital“ (85) beschreibt. Anders als Menschen mit bürgerlicher Herkunft, die ihre Beziehungen pflegen und sprichwörtlich spielen lassen können, um ihr gesellschaftliches Fortkommen zu sichern, müssten Menschen aus

der Arbeiterklasse ihre Kontakte eher verleugnen oder gar kaputt machen. Sie sind hinderlich. Deshalb war etwa Eribon die Umwandlung von Schande in Stolz bezogen auf die soziale Herkunft auch viel weniger möglich als beim Schwulsein. Das genauer zu beschreiben, wie also die Klassenherkunft sich im individuellen Verhalten nachteilig auswirkt und wie nach wie vor dagegen angekämpft werden muss, darin liegt eine besondere Stärke des Buches. Es sollte daher auch ein „Must Read“ der Klassismusdebatten werden. Denn hier geht es um die Feinheiten von Ausgrenzung. Mit welcher Verwunderung der Neu-Intellektuelle Eribon etwa zur Kenntnis nimmt, wie ungewollt seine Kollegen bürgerlicher Herkunft sich dem – als proletarisch gebrandmarkten – Sport widmen, dass kann nur ein Ex-Arbeiterkind beschreiben. Denn die Herkunft prägt die Wahrnehmung und die Zugehörigkeit zu marginalisierten Gruppen schärft das Wahrnehmen von Differenzen. Demgegenüber merken die „Herrschenden [...] nicht, dass ihre Welt nur einer partikularen, situativen Wahrheit entspricht“ (92). Eribon spielt die soziale und die sexuelle Marginalisierung, das Arbeiterkind- und das Schwulsein, nicht gegeneinander aus. Er versucht zu vermitteln. Das hebt ihn auch gegenüber anderen theoretischen Wiederentdeckungen von Klassenherrschaft positiv hervor. Auch wenn die Auseinandersetzung mit dem Rechtspopulismus schließlich etwas unvermittelt abbricht, ist Eribon bei seinem Zwischenresümee nur zuzustimmen: Einen theoretischen Rahmen und politische Sichtweisen zu schaffen, die jene ultrarechten „negativen Leidenschaften“ (146) neutralisieren helfen, sei die große Herausforderung für „kritische Intellektuelle und soziale Bewegungen“ (146) heute.

Jens Kastner

Anzeige

Didier Eribon: Rückkehr nach Reims. Suhrkamp Verlag, Berlin 2016, 240 Seiten, 18 Euro, ISBN 978-3-518-07252-3

seite 12

UNRAST – Neuerscheinungen

Das ganze Programm online: www.unrast-verlag.de



Tayfun Guttstadt
Gestrandet
Geflüchtete zwischen Syrien und Europa. Eine Reportage aus der Türkei
244 Seiten | 16,00 €
ISBN 978-3-89771-056-6

3 Millionen Geflüchtete zwischen Krieg und Festung Europa

Die Türkei beherbergt die größte Anzahl aus Syrien Geflüchteter weltweit. Zurzeit sollen es knapp 3 Millionen sein. Nicht alle wollen nach Europa: Manche arbeiten und leben in der Türkei, andere hoffen, sobald wie möglich nach Syrien zurückkehren zu können. Die türkische Regierung versucht zugleich, die Geflüchteten für ihre innen- wie außenpolitische Ziele zu benutzen. Eine Perspektive, wie das Zusammenleben auf lange Sicht funktionieren soll, haben zurzeit weder der Staat noch die Zivilgesellschaft. Zudem leiden unter der verflachten Wahrnehmung, man habe es mit einer homogenen Gruppe >Syrer< zu tun, nicht nur die vielfältigen ethnischen und religiösen Gruppen Syriens, sondern auch die Geflüchteten aus anderen Ländern wie dem Irak, Afghanistan, Iran, Nigeria und Äthiopien. Besonderes Augenmerk gilt in Tayfun Guttstadts Reportage den lokalen Initiativen, dem rechtlichen Status der Geflüchteten sowie der speziellen Situation von ethnisch-religiösen Minderheiten, Frauen und nicht-heterosexuellen Menschen.

Bernhard Schmid
Der Festungsgraben
Flucht und Migrationspolitiken im Mittelmeerraum
152 Seiten | 13,00 € | ISBN 978-3-89771-062-7

Von FRONTEX, Push-Back-Aktionen und EU-Flüchtlingslagern in der libyschen Wüste ...

An den vorgelagerten Außengrenzen Europas wird bereits auf Flüchtlinge geschossen, werden Menschen in der Wüste ausgesetzt oder in andere lebensbedrohende Umstände hinein abgeschoben. Den Augen der europäischen Öffentlichkeit bleibt dies jedoch meist verborgen. Denn die EU hat derlei Aktivitäten an die Länder am Süd- und Ostufer des Mittelmeeres delegiert und verbündet sich zu diesem Zweck gegebenenfalls auch mit autoritären oder diktatorischen Regimes.

Durch die Aushandlung eines Abkommens zwischen der EU und der Türkei im März 2016 geriet diese >Flüchtlingspolitik< jedoch vorübergehend in den Fokus der Berichterstattung und der öffentlichen Diskussion. Begonnen hat sie allerdings schon Jahre zuvor ...

Bernhard Schmid analysiert in seinem Buch die Migrationspolitik der EU und untersucht ihr Verhältnis zu einer Reihe von Staaten rund ums Mittelmeer.

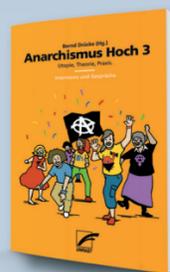


Bernd Drücke
Anarchismus Hoch 3
Utopie, Theorie, Praxis. Interviews und Gespräche
252 Seiten | 16,00 €
ISBN 978-3-89771-219-5

Was Anarchie wirklich bedeutet

»Ich glaube, wir Anarchisten müssen lernen, zeitgemäße Antworten auf die Herausforderungen dieses Jahrhunderts zu finden. (...) Dabei ist die anarchistische Idee aktueller denn je, denn gerade angesichts der Absurditäten im Gefolge von Globalisierung und Raubkapitalismus wird es einen neuen Hunger nach radikal-utopischen Alternativen geben.«

So äußerte sich Horst Stowasser im Interview in ja! Anarchismus. Der Anarchist starb 2009. Ihm und den mittlerweile ebenfalls verstorbenen GesprächspartnerInnen aus ja! Anarchismus – Wolfgang Zucht, Lutz Schulenburg, Ilse Schwipper, Marie-Christine Mikhaïlo, Bernd und Karin Kramer – ist Anarchismus Hoch 3 gewidmet. Wie auch zuvor geht es beim neuen Buch auch darum, die übliche Diffamierung der Anarchie als Chaos und Terror durch die Portraits libertärer Persönlichkeiten zu widerlegen. Bernd Drücke will, wie ein Rezensent treffend schreibt, »dem >Gespenst des Anarchismus< eine reale und optimistische Form verleihen.«



Findus & Michael Schulze von Glaßer
Kleine Geschichte der Kriegsgegnerschaft

Friedensbewegung und Antimilitarismus in Deutschland von 1800 bis heute
80 Seiten | 9,80 € | ISBN 978-3-89771-215-7

Sachcomic: Illustrierte Einführung in die Geschichte des Antimilitarismus und der Friedensbewegung in Deutschland



Kalendergruppe
Antifaschistischer Taschenkalender 2017

240 Seiten | 7,00 €
ISBN 978-3-89771-717-6

Nach einem Jahr Pause - wieder da!

Der tägliche antifaschistische Begleiter im bewährten Hosentaschenformat

